

POLEN
KREUZ UND QUER

POLEN *Polsha*

KREUZ UND QUER

Wodun i M. S. 1877
Blicke hinter die Kulissen

Spojmeie za kulisy
Von *2*

PETER ESCH

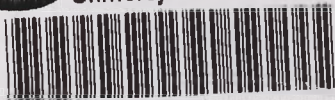


Mit 4 Kartenskizzen

Im Deutschen Verlag • Berlin



Biblioteka
Uniwersytetu Gdańskiego



1100815482



II 49447

15-

K. 95/1/60

Umschlagentwurf: G. Schipke

Printed in Germany

Copyright 1939 by Deutscher Verlag, Berlin

Der Inhalt

1. Ein Überblick	7
2. „Trudno“ — das polnische „Nitschewo“	12
3. „Heiliger Jur“	23
4. „Leuchtender Berg“	35
5. Überall im Hintergrund die Juden	44
6. Ich suche eine Wohnung	58
7. „Der Herr Machthaber“	72
8. Die bösen Deutschen	82
9. Das Ende des Pilsudskismus	111

*

1. Ein Überblick

Unverdrossen schnurrt der Motor des kleinen Flugzeuges durch den herrlichen Morgen dieses Frühlingstages. Es führt uns aus dem Osten des Reiches über die Grenzen hinaus, die Deutschland von seiner früheren Provinz Posen trennen. Unser Ziel ist Warschau, die Hauptstadt in dem Entente-Polenstaat „Rzeczpospolita Polska“.

Das Landschaftsbild der ersten Stunde, das sich dem Auge jenseits der Grenzen darbietet, gleicht fast haargenau dem des deutschen Ostens, jedenfalls soweit es nicht durch die leuchtenden Bänder der Autostraßen neu geprägt worden ist: saubere Reihendörfer an breiten Dorfstraßen, Bauernhöfe mit Blumen- und Gemüsegärten vor dem festen, einstöckigen Wohnhaus. Hin und wieder weist der Schatten des Flugzeuges auf einen von Hecken oder Ziegelmauern sauber eingefassten Gutshof hin, aus dessen Bezirk nicht selten der Schornstein wahrscheinlich einer Ziegelei, Brennerei oder Molkerei herausragt. Sauber gezogene regelmäßige Gräben, die von Kopfweiden bestanden sind, lassen auf Entwässerungsanlagen schließen. Feldwege und gerade gezogene Raine teilen die mit landschaftlichen Reizen nicht gerade bevorzugten weiten Flächen in große, bunte Stücke auf. Neben dem gesunden Grün der jungen Saat, die durchwegs ausgezeichnet durch den Winter gekommen zu sein scheint, glänzen die feuchten Schollen, die der Pflug gerade umgelegt hat. Selbst über dem kleinen Sandhügel dort unten liegt ein sanfter, grüner Schimmer. Er verrät, daß sein Besitzer — sicher gehört ihm dieser kleine Hof mit dem freundlichen kleinen Garten und der mächtigen Linde vor dem Haus — nicht gewillt ist, vor der Kargheit seines Bodens die Waffen zu strecken. Am Rande seines sandigen bebauten Ackers sind die Steine, die aus dem Boden wachsen, sorgfältig zusammengetragen worden.

Dann werden die Felder wieder großflächiger. Jenes Wäldchen dort drüben scheint ein Park zu sein. Sicher liegt mitten in ihm das schöne Haus des Besitzers dieser Felder. Urplötzlich reißen die sauber abgeteilten Flächen ab. Sie sind in kleine Stücke zerhackt, an denen immer ein kläglicher Garten und zaunloser Bohlenbau mit Papp- oder Blechdach und einem ähnlichen Wirtschaftsgebäude

an der Flanke steht. Ich zähle zwölf solcher Zwergbetriebe. Dann ist dieser häßliche Fleck in diesem sauberen Zivilisationsbild des Posener Landes wieder verfliegen. Mein Begleiter, ein guter Kenner des Landes, schreit mir durch das Telefon das Wort „Poniatowki“ zu. Er fügt erklärend hinzu, daß es sich bei diesen mitten in das Gutsland hineingesetzten Zwergbetrieben um die von dem polnischen Agrarminister Poniatowski (daher der Name „Poniatowki“) geschaffenen polnischen Ansiedlungen auf dem Boden des enteigneten deutschen Großbesitzes handelt.

Wir überfliegen ein Stück Wald, dann einen breiten Streifen sauber angelegter Kiefern Schonung, dann wieder ein altes Dorf mit soliden Steinhäusern und Gärten davor und regelmäßig von Scheune, Stall und Schuppen umschlossenen Höfen. Links verliert sich eine Chaussee in dem großen dunstigen Waldstück, etwas weiter laufen Eisenbahnlinien und Straßen in irgendeine der unzähligen Kleinstädte dieses Landes zusammen.

Die Bilder wechseln, aber ihre Motive wiederholen sich: kleine, oft lang auseinandergezogene Dörfer, bis auf das letzte Fleckchen nutzbar gemachte Felder, Wiesen, Waldstücke mit Weihern und sauber ausgeschlagenen und sofort wieder aufgeforsteten Flecken darin, Gutshöfe, spitztürmige Kirchen, einsame Friedhöfe am Waldrand, gelegentlich die Ufer eines blinkenden Sees, kurzum die ganze weitflächige Welt, die sich dem Auge von oben so freigebig darbietet.

Wir überqueren ein Flüßchen. Ich blicke auf die Karte. Es ist die Prosna. Etwas weiter nördlich mündet sie in die Warthe, den größten Nebenfluß der Oder und Hauptstrom des Posener Landes. War das Bild der Landschaft bisher eintönig durch die Regelmäßigkeit seiner Motive, aber im hellen Licht dieses Frühlingmorgens doch keineswegs unfreundlich — jetzt, hinter der Prosna, wird es trostlos: die schmale Prosna trennt zwei Welten, obwohl, was diesseits des Flusses lag, von der Natur sicher nicht üppiger ausgestattet worden ist als dieses endlose Land, über das uns unsere kleine Maschine ostwärts trägt. Statt auf sauber angelegte Dörfer blicken wir auf wahllos zerstreute, windschiefe, zerzauste Strohdächer mit elenden, gartenlosen Holzkaten darunter, schmale, hochgewölbte Feldstreifen, willkürlich und regellos ineinandergefügt, dann öde, unbebaute Sandbuckel, weite kilometerlange und ebenso breite Sumpfflächen (ich denke mit Grauen an eine eventuelle Notlandung), ein einsamer Eisenbahndamm, der sie durchschneidet, schließlich wieder Holzkaten, Karpfenteiche, in der Nähe ein Gutshof mit großsprechischem Schloß, aber verfallenen Ställen und Scheunen, deren moos-

schimmelige Dächer sicher keinem soliden Landregen mehr standhalten. Zehn Minuten fliegen wir längs einer Straße: breit, aber baumlos. Man hat das Gefühl: war die Landschaft vor der Prosna planvoll gestaltet, sauber und ordentlich, so ist sie jetzt hinter diesem Flübchen dem Zufall, der Laune und dem Grad der Arbeits- und Schaffenslust ihrer jeweiligen Besitzer überlassen geblieben, erst zur Hälfte aus ihrem Naturzustand herausgehoben. Die andere, unbequeme und weniger zugängliche Hälfte, die weiten versumpften Flächen und die nur nach dem Aufwand von viel Fleiß und Schweiß fruchtbringenden sandigen und steinigen Ödflächen harren noch immer ihrer Erschließung.


Ein Flug über Warschau hinaus in den eigentlichen polnischen Osten, also zum Beispiel nach Wilna, bestätigt dieses Bild einer von Westen nach Osten wachsenden Zivilisationsferne, der Unerschlossenheit, Ungeformtheit, aber auch der mit der zunehmenden Nähe Rußlands wachsenden Weite und Unendlichkeit, des Sichselbstüberlassenseins der Natur und mit Menschen in einer fast noch im Urzustand dahindämmernden Landschaft. Fünfhundert Kilometer südlich von Wilna liegt das riesige Sumpfgebiet der endlosen Rokitnosümpfe Polesiens. Hier kann sich innerhalb der letzten hundert, ja zwei- oder dreihundert Jahre nichts verändert haben, denn man kann sich einfach nicht vorstellen, wie ein Mensch dieser Breitengrade, der immerhin die Stufe des Höhlenbewohners überschritten hat, in noch primitiveren Holzhütten hausen, sich noch einfacher kleiden und noch anspruchsloser ernähren kann. Seine Hütte, sein Kleid und seine Nahrung sind fast ausschließlich das ureigene Werk seiner Hände, wenn nicht das seiner Vorfahren, von denen er die Hütte und den groben Leinenrock geerbt hat. Die primitiven, aus zwei nebeneinanderliegenden Holzbalken bestehenden Laufstege, die durch die viele Stunden weiten Sümpfe führen, bilden in den abgelegenen Bezirken Polesiens häufig die einzige Verbindung zwischen den menschlichen Siedlungen. An ihnen kann im Verlauf der letzten Jahrhunderte gar nichts verbessert worden sein. Hier begreift man, daß die Zukunft Polens von der Entwicklung seines Ostens abhängig ist. Nur wenn das Land sich gegen den Osten absperrt und sich dem Westen erschließt, nur wenn es den Osten in sich überwindet und Europa wird, kann Polen sich einen Platz unter den Kulturnationen Europas erwerben. Allerdings wurden bisher mehr Elemente des Ostens in den Westen, die primitiven „Poniatowki“-Holzbaracken polnischer Ansiedler in die kultivierte Landwirtschaft des Posener Landes getragen. Wenn man Zivilisations-

leistungen des nun schon länger als zwei Jahrzehnte bestehenden Polenstaates im Osten finden will, dann muß man schon mit einem Vergrößerungsglas lange suchen. Die asiatischen Elemente stehen mit den europäischen seit der Wiedererrichtung des polnischen Staates in einem leidenschaftlichen Kampf. In staatlicher Beziehung gehörte der größte Teil dieses Landes zu der orientalischen Welt des russischen Zarismus. In kultureller Beziehung gehört dieses Volk, seit es um das Jahrtausend in das Licht der Weltgeschichte rückte, der Welt des Ostens zu. In Haltung, Gesittung und auch im Blut haben unzählige Generationen diese östlichen Elemente in sich eingesogen. Die berühmte „szeroka natura“ des Russen, die breite Natur, hat auch in jedem polnischen Menschen ihre Heimstätte und ihren Platz, einen großen in dem Bewohner des Ostens und einen engeren in dem der mittelpolnischen Gebiete, so gut wie gar keinen in dem der posener, pommereller und schlesischen Polen, die durch die nüchterne, tüchtige und tatenfrohe Schule des Preußentums gegangen sind.

Freilich, je mehr der Pole seinem Wesen und Charakter nach zum Osten gehört, um so lauter betont er seine Zugehörigkeit zu Europa. Die „europeizacja“, zu deutsch die „Europäisierung“, das ist das Schlagwort, mit dem man der polnischen Hauptstadt einen neuen Anstrich zu geben bemüht ist, mit dem man hier und da eine Straße in den Osten hineinbaut, eine polnische Rüstungsindustrie in dem sogenannten zentralen Industriebezirk bei Sandomir und ein paar Dutzend neue Schulen als Beweis des guten Willens zur Beseitigung der Millionenziffer des Analphabetentums errichtet. Das modernste und repräsentativste Hotel der polnischen Hauptstadt trägt den Namen „Europa“. Die Europäisierung ist die Idee und der Plan, der heute alle Polen erfüllt, seine Verwirklichung macht die Besiegung der „szeroka natura“ zur Voraussetzung. Denn zu ihr gehören nicht Pathos und Sehnsucht, sondern Willenskraft und Schaffenslust. Zu ihr gehört auch das Bekenntnis zu der Schöpferkraft jener aus dem Westen nach Polen gelangten deutschen Männer, die in früheren Jahrhunderten in das Land kamen, um im Auftrag polnischer Könige, Herrscher und Grundherren Städte nach deutschem Recht zu gründen, mit deutscher Kultur und deutschem Bürgertum zu erfüllen.



Polen

- Staatsgrenzen
- - - - - Woiwodschaftsgrenzen seit dem 1. April 1938
- Die alten Grenzen zwischen dem Vorkriegsdeutschland und Rußland
-  Das an Polen im Oktober 1938 abgetretene Olsgebiet

Die Namen der Woiwodschaften

- I Pommerellen (Westpreußen),
- II Posen, III Schlesien, IV Warschau, V Lodz, VI Kielce,
- VII Krakau, VIII Bialystok,
- IX Lublin, X Lemberg, XI Wilna,
- XII Nowogrodek, XIII Polesien,
- XIV Wolhynien, XV Tarnopol,
- XVI Stanislau

2. „Trudno“ — das polnische „Nitschewo“

Größer als Holland oder Dänemark ist dieses vergessene Land an der Pina, am Pripjet, Styr, Stochod, an der Jasiolda und am Wigonowskoje-See.

Wer erinnert sich nicht dieser Namen aus den tapfersten Jahren der deutschen Geschichte? Auf Hunderten von Friedhöfen schläft hier in diesem Sumpfland ein riesengroßes Heer von deutschen Männern. Hätten sie hier nicht gekämpft, gewacht und ihr Leben für den Schutz ihrer fernen Heimat eingesetzt, das Bild der politischen Karte Osteuropas würde heute ganz anders aussehen. Die Grenze zwischen Asien und Europa würde einen anderen Verlauf haben. Europa würde noch enger und kleiner sein und für Polen in ihm kaum ein Platz. So ist dieses riesige Sumpfland der Pripjet-Sümpfe Polesiens, die als Rokitno-Sümpfe unter Hunderten von Ortsnamen und Daten in die Blätter der Geschichte des deutschen Volkes eingegangen sind, wieder geworden, was es vordem schon so oft war — Grenz- und Übergangsland, Land zwischen den Welten des Orients und des Okzidents, wo die runden grünen Kuppeln der hölzernen Cerkiews der Orthodoxie immer mehr von den spitzen Türmen der steinernen Kirchen der kriegerischen und polonisierenden römischen Kirche verdrängt werden.

Die Elemente, aus denen die Natur hier besteht und die das Leben der Menschen seit Jahrtausenden bestimmen, sind die unendlichen Weiten des flachen Moors, durch die sich je nach dem Regenreichtum des Jahres mehr oder minder breite Rinnsale ziehen, die manchmal sogar zu einem einzigen riesigen Binnenmeer mit wenigen einsamen Inseln anschwellen, mit Dörfern darauf, in denen wochen- und monatelang manchmal nur die Dachfirsten aus dem Wasser ragen. In den feuchten Jahren freuen sich die Fischer, in den trockenen müssen sich die wenigen Bewohner dieser unendlichen Weiten mehr auf die Viehzucht umstellen, denn dann gibt es wenig Fische, dafür aber verhältnismäßig reiche Heuernten, und das Vieh findet überall fette und saftige Kräuter, auch wenn es bis zum Bauch im sumpfigen Boden steht. Wenn die Euter voll sind, bahnt es sich watend und schwimmend selbst den Weg durch die Wasserläufe und Moore in den heimatlichen Stall. In den feuchten Jahren haben in den

polesischen Sümpfen Biber, Storch, Trappe und Auerhahn ihr Paradies, in den trockenen durchziehen Wolfsrudel die Sumpfwüsten und suchen sich ihre Beute. Dann wiederholen sich in der polnischen Presse in kurzen Abständen die Meldungen von Kindern, die beim Sammeln von Beeren von ausgehungerten Wölfen angefallen und zerrissen worden sind.

Das Land hat eigentlich nur drei Farben: das sanfte Blau des über diesem flachen Land vollkommen gewölbten Himmels, das Grün des Schilfs, das zwei, ja drei Meter hoch aus der Fläche ragt und sich wie ein schnittreifes Kornfeld im Winde wiegt, und dann das dunkle, fast schwarze Graubraun des Torfs und des Wassers. Eine schwermütige, traurige Farbensymphonie, in die außer den bunten Wasserpflanzen nur selten ein paar Menschen mit dem Weiß ihrer groben, selbstgewebten Kittel ein paar helle und lichte Farbtupfen setzen.

Zu dem weiten Himmel und dem Wasser, mit dem sich das Land hier vermählt hat, kommt als weiteres Element der Wald. Er ist das größte Geschenk für den polesischen Menschen. Er liefert noch heute dem Fischer den Einbaum, dem Bauern das Haus und in allen seinen Teilen einschließlich der Achse den Wagen. Ja sogar einen Teil seiner Kleidung bezieht der polesische Sumpfbauer aus dem Wald: seine Schuhe, die „lapki“, sind aus der Rinde der Bäume geflochten. Mit ihnen durcheilt er auf den schmalen und primitiven Pfaden, die aus den aneinandergelegten Stämmen der Bäume bestehen, das weite Sumpfland.

Man kennt Polen nicht, wenn man diesen seinen Osten nicht kennt. Er hat mit Europa nichts gemein. Wer in ihn eindringen will, muß sich auf eine Fahrt in ein exotisches Land gefaßt machen. Sonst wird ihm der Osten Polens immer fremd bleiben. Er wird ihn nicht verstehen und damit nicht die Gesetze, die zu einem großen Teil das Leben in Polen bestimmen.

Auch mir und meinen Kameraden ging es zunächst nicht anders. Erst als uns die Boote immer weiter auf den trägen und müden Flüssen durch die weite Landschaft des Ostens trugen, als uns die Freude an dem schillernden Flug des scheuen Eisvogels wichtiger geworden war als die Willkürlichkeit des Laufs der flachen Fahrtrinne in dem breiten Fluß, als wir uns nicht mehr über die Unzuverlässigkeit der Angaben der Menschen dieses Landes über die Weite des Weges bis zum nächsten Ziel ärgerten, sondern uns die singende weiche Sprache der nichtpolnischen Bewohner dieser Landschaft eine schöne Musik geworden war, als Europa weit hinter uns

verschwunden war — da begannen wir das Land und sein Leben zu verstehen.

Aber es hatte schon eine Weile gedauert, ehe wir so weit waren. Zuerst, wenn wir nach einem Brunnen fragten, oder nach einem Laden, wo wir etwas zu kaufen bekommen könnten, und es gab neben einem Arm, der die Richtung wies, nur eine Antwort „o to nie daleko“ — das ist nicht weit! — und dann lief man durch glühende Mittagshitze eine halbe Stunde und mehr . . . zuerst also, da regte uns das nicht auf, da schimpften wir über den Bauern, der am Ufer gesessen und uns diese nach unserer Ansicht verrückte Auskunft gegeben hatte. Später sahen wir ein: Zeit und Entfernung sind hier keine festen, klar umrissenen Begriffe. „To zaraz“ (das ist dort gleich), „to nie daleko“, das ist das nächste, aber noch immer meilenweit entfernte Haus am Ufer, das ist die nächste Brücke, zu der wir aber noch mehr als eine Stunde brauchen, das ist die nächste Stadt, die wir vielleicht am späten Abend erreichen. Für den Menschen des polnischen Ostens spielen Zeit und Raum keine Rolle, weil sie für ihn gar keinen Wert haben. Erst als auch wir die Kilometer nicht mehr zählten, konnten wir den Fischer verstehen, den wir in seinem schmalen Einbaum trafen. Es war mittags, und er fischte seit Sonnenaufgang. „Habt Ihr schon viele Fische?“ „Nic“ — „Nichts“. „Werdet Ihr noch welche fangen?“ „Bo ja wiem!“

In diesem „bo ja wiem“ spiegelt sich die Seele des Ostens. Man müßte es wörtlich übersetzen: „Weiß ich?“ Aber so läßt es sich nicht übersetzen. „Weiß ich?“ ist abweisend, mürrisch, etwa: „Laßt mich in Ruhe!“ „Bo ja wiem“ ist freundlich, lächelnd, mit einer sanften, geduldigen Ergebenheit in ein unbegreifliches Schicksal, gegen das sich eben nichts machen läßt. Wird der Fischer abends von seiner Tagesarbeit, die er mit einem primitiven Stangennetz durchführt, ohne auch nur ein Fischlein heimkehren — er wird nicht zürnen und grollen oder gar die Schuld an seinem Mißerfolg in der Unvollkommenheit seines Handwerkzeuges suchen. Er wird, wenn man ihn auf sein mühseliges Handwerk hinweist, das so wenig lohnt, nur ein „trudno“ zur Antwort haben. Das ist wieder so ein unübersetzbares Wort, das eigentlich „schwierig“ bedeutet, aber etwa ausdrücken soll: „Da kann man eben nichts tun!“ Ein Mensch, der die Ansicht vertritt, daß es nichts gibt, was „trudno“, was schwierig und unüberwindbar ist, hat im Osten Polens keine Existenzberechtigung. Das „trudno“ gehört zur Seele des östlichen Menschen, wie die Schaffenslust in die des Westens. Auch in Warschau hat etwa der Tischler, der infolge seines schlechten Handwerks-

zeugs oder seines mangelhaften Könnens an dem Widerstand der Materie gescheitert ist, nur ein „trudno“ zur Antwort. Mit diesem „trudno“ fertigt der Postdirektor Vorhaltungen ab, die ihm gemacht werden, weil es in der polnischen Hauptstadt Bezirke gibt, in denen die erste Morgenpost mittags um zwölf zugestellt wird.

Oder man stelle sich das typische Bild einer Kleinstadt im polnischen Osten vor, die immer weniger eine polnische, ukrainische oder weißrussische als eine jüdische Stadt ist. Ein Markt von riesigen Ausmaßen, selbstverständlich ungepflastert, rund herum ärmliche, unglaublich schmutzige Holz- oder Lehmhäuser, vor den Türen sitzend oder an den Pfosten gelehnt Männer mit langen Bärten und knielangem Kaftan, Frauen mit bunten Seidenperücken (denn jede strenggläubige Jüdin läßt sich, wenn sie in den heiligen Ehestand tritt, die Haare dicht am Kopfe abscheren und trägt von diesem Tage an eine Perücke, deren Farbe sie je nach Geschmack wählt) und dazwischen scharenweis schmutzige Kinder in allen Lebensaltern.

Die ganze Stadt scheint wie das weite Land zu schlafen. Selbst die geschäftigen Juden lassen sich Zeit. Nicht nur an ihrem Sabbat sitzen sie auf den Schwellen ihrer Häuser und plauschen. Die Straße ist unvorstellbar schmutzig. Auf einem schmalen Brett balanciert man über den Morast, den Abfall, der im Laufe der Jahrzehnte aus den Fenstern der Häuser auf die Straße geschüttet worden ist — unweigerlich den nicht sehr angenehmen Düften preisgegeben, die aus den Häusern dringen und die der Boden der Straße entwickelt. Ein müder, abgemagerter Schimmel zieht ein schwankes Wägelchen, bis zur Achse versunken, durch den Schmutz quer über den einsamen Marktplatz. Ab und zu bleibt das Pferdchen stehen, um Luft zu schnappen, dann ermahnt es der Kutscher, ein schmieriger Handelsjude mit langem Bart- und Haupthaar und einem fettglänzenden Kaftan. Neben ihm auf dem schmalen Wagenbrett kauert ein etwa zwölfjähriger Judenjunge. Ein schwarzes, rundes Käppchen deckt auch seinen Kopf. An den Schläfen ringeln sich bereits die läusedurchsetzten „Pejes“, der Stolz des rechtgläubigen Juden. Das eintönige jiddische Liedchen, das er vor sich her plärrt, versinkt in dem Morast der Straße.

So sind die kleinen Städte dort. In einem wollten wir Brennspritus kaufen, der auf dem Lande nicht zu haben ist, weil er von seinen Bewohnern als Getränk verwendet wird. Nach vielen Frage-reien finden wir den einzigen Laden, der diesen flüssigen Brennstoff verkaufen darf. Auf dem Ladentisch dieses vom Staat privi-

legierten Unternehmens liegt eine Frau. Sie schläft. Was soll man da machen? Wir tragen unsern Wunsch mit immer größerer Lautstärke vergeblich vor. Schließlich werden wir durch die halbgeöffneten Augenlider unfreundlich angeblinzelt. Endlich erfahren wir, ohne daß die Frau ihre bequeme Lage verändert hätte, daß der Brennspritus seit einigen Tagen ausverkauft ist. Vielleicht wird es morgen, vielleicht sogar schon am Nachmittag neuen geben. Ganz gewiß war die Frau einfach zu faul, ihren gesegneten Schlaf eines so wenig bedeutungsvollen Geschäftes wegen völlig zu unterbrechen. In solch einem Fall läßt sich eben gar nichts machen. Da gibt es nur eine Antwort: „trudno“.

Diese kleine Stadt lag an einer Steilküste. Die Mittagssonne prallte gerade auf die fast senkrechte weiße Uferwand, als wir nach erledigten Besorgungen wieder abfuhrten. Jetzt sahen wir die Stadt sozusagen von hinten. Die Häuser standen nicht nur hart am Steilrand, sondern ragten zum Teil über ihn hinaus. Das Hochwasser des Frühjahrs und Herbstes hatte die Erde unter ihnen weggespült. Ein Haus hing mit einer Ecke ganz frei in der Luft. Man wohnte noch darin. Der Sommer war ja warm, und ein bißchen Lüftung konnte ja auch bestimmt nichts schaden. Am Steilhang aber, an einer schattigen Stelle, hockte ein alter Jude und verrichtete harmlos und vergnügt ein Geschäft, zu dem wir anspruchsvollen Europäer einen besonderen Raum benötigen. Sein Gesicht verklärte sich bei unserem Anblick. Er war für die unerwartete Zerstreung offensichtlich sehr dankbar.

Der bewußte Ort ist dortzulande ein unbekannter Begriff. Als wir einmal eine Bauersfrau nach ihm fragten, verstand sie uns erst, als wir sehr deutlich wurden. „Überall!“ war die Antwort, begleitet von einer Gebärde, die den ganzen weiten Umkreis des Gehöftes umfaßte.

Die Städte im polnischen Osten gehören den Juden. Das ist keine Übertreibung. Städte wie Luboml und Berezna in Wolhynien oder Dombrowica in Polesien, Kossin in der Lubliner Woiwodenschaft haben eine Einwohnerschaft, von der laut polnischer Statistik 94 bis 96 v. H. Juden sind; 71 ost- und mittelpolnische Städte sind mindestens zu zwei Dritteln verjudet. Die Zahl der Städtchen, Marktflecken und Ortschaften, in denen wenigstens jeder zweite Einwohner ein waschechter Volljude ist, lassen sich gar nicht zählen. In ihren Händen liegt ausschließlich der Handel, das Handwerk und, was schlimmer ist, das Kreditwesen für Stadt und Land.

Ein Bauer aus einem einsamen polesischen Dorf erzählt: „Im

Krieg waren wir alle in Sibirien. Als wir zurückkamen, war von unserem Dorf nichts mehr zu sehen.“ Wir fragen: „Aber Ihr habt doch ein festes Haus? Habt Ihr vom Staat eine Entschädigung bekommen?“ — „Ich habe beim Juden geborgt.“ — „Ist schon alles bezahlt?“ — „Nein! Neulich konnte ich die Zinsen nicht bezahlen, da hab ich dem Juden die Kuh gebracht.“

Es war seine einzige Kuh. Wahrscheinlich wird er dem Juden in der Stadt im nächsten Jahr sein letztes Pferd bringen müssen. Denn nie und nimmer ist er bei den jämmerlichen Agrarpreisen in der Lage, die hohen Zinsen von mehr als zwanzig Prozent herauszuwirtschaften. Dazu wäre er übrigens auch dann nicht in der Lage, wenn er die Zinsen von einer staatlichen Bank erhalten hätte. Ein Direktor der staatlichen Agrarbank wies im Sommer 1939 in einem Vortrag darauf hin, daß ein Landwirt, der sich im Jahre 1928 von einer Staatsbank Geld zum Kauf einer Kuh geliehen hatte, im Jahre 1939 zur Rückzahlung seiner Schuld zehn Kühe verkaufen müßte.

Wir durchstreifen die schöne mittelpolnische Woiwodschaft Lublin, die sich durch ihren gesunden, aufstrebenden Bauernschlag auszeichnet. Wir haben unsere Freude an den saubereren Bauernhöfen, die sich ganz erheblich von den üblichen polnischen verschmutzten Gehöften abheben, an dem prächtigen Pferdmaterial und dem gesunden Vieh. In einem kleinen Städtchen ist gerade Markt. Hier wird uns die Abhängigkeit der polnischen Bauern von dem Juden schlagend vor Augen geführt, als sich die hausfraulichen Augen meiner Begleiterin an der Größe der Eier in den Körben der Bäuerinnen entzücken. Dieses Entzücken steigert sich zum Begehren, als der Preis dieser Prachterzeugnisse der Hühner der Lubliner Bauern festgestellt wird: er ist um die Hälfte niedriger als der, den man in Warschau für halb so große Eier zahlen muß. Zu unserem Erstaunen erweist sich aber, daß die Eier von uns nicht erstanden werden können. Die Bauern sind sämtlich beim jüdischen Eieraufkäufer (aber selbstverständlich nicht nur bei diesem) verschuldet und verpflichtet, ihre gute und preiswerte Ware ausschließlich an ihren Gläubiger zu verkaufen, der natürlich den Eierpreis unabhängig vom Marktpreis willkürlich bestimmt. Die Differenz zwischen diesem Einkaufspreis und dem normalen Marktpreis, der für jedes einzelne Ei fünf bis sieben polnische Groschen beträgt, fließt selbstredend ausnahmslos in die Tasche des Juden. Ähnlich verhält es sich mit den Gänsen, die die armen polesischen Sumpfbauern züchten. Für die Gans, die in Warschau für 6 bis 10 Zloty verkauft wird, erhält



der Poleschuke vom Juden, wenn er Glück hat, gerade einen einzigen Zloty.

Es gibt eine amtliche Statistik aus dem Jahre 1939, die darüber Auskunft gibt, daß der Handel in Polen zu 47,2 v. H. in den Händen von Juden liegt, genauer gesagt von Personen mosaischen Bekenntnisses. Wie hoch der Hundertsatz der getauften Juden ist, verrät die Statistik leider nicht. Aber immerhin gibt sie zu, daß der Handel in der Woiwodschaft Polesien zu 65, in der Woiwodschaft Wolhynien zu 67 v. H. in jüdisch-mosaischer Hand liegt. Aber es gibt keine Statistik, die eine Vorstellung von dem Ausmaß der Abhängigkeit des ost-, mittel- und südpolnischen Bauern vom jüdischen Händler, Aufkäufer und Hausierer vermittelt. Kenner der Verhältnisse behaupten, daß dort wenigstens zwei Drittel aller Bauern am Strick des Juden hängen. Mag diese Schätzung zu hoch oder zu niedrig sein, Stichproben, man mag sie anstellen, wo man will, zeigen immer wieder dasselbe erschütternde Bild dieser finanziellen Abhängigkeit, die von den meisten Bauern wie ein unvermeidliches Schicksal empfunden und hingenommen wird. Auch über diesem traurigen Kapitel steht das resignierende „Trudno“.

Dieses „Trudno“, diese trostlose Ergebnisheit in ein unabänderliches Schicksal kennzeichnet nicht allein die seelische Haltung des Menschen im polnischen Osten. Sie wird für jeden zum Hauptproblem für die Zukunft des Staates und Volkes schlechthin, der sich den Hundertsatz derjenigen Menschen in Polen vergegenwärtigt, denen diese östliche Seelenhaltung eigen ist. Und in wieviel Millionen Menschen darüber hinaus werden durch diese fatalistische Schicksals-ergebnisheit die gelegentlichen Versuche zur Gestaltung eines neuen Lebensstils für Volk und Staat lahmgelegt, ja einfach unmöglich gemacht! Allein in den ausgesprochenen Ostwoiwodschaften wohnen 6 Millionen Menschen. Aber auch in den 14,5 Millionen Bewohnern der Zentralwoiwodschaften und in den mehr als 9 Millionen der Südwoiwodschaften nimmt das „Trudno“ im täglichen Leben wie in der Einstellung zum Staat einen bedeutenden Raum ein. An diesem „Trudno“ sind die Versuche Marschall Pilsudskis, des Neuschöpfers des polnischen Staates, gescheitert, die Menschen seines Landes zur Nation in dem verpflichtenden Sinn der schicksalhaften Verbundenheit zu führen. In einer seiner Sejmreden des Jahres 1926 (und bei vielen anderen Gelegenheiten) stellte er verbittert fest, daß „in dem wiedererstandenen Staat die Erneuerung der Seele der Nation nicht erfolgt ist. Als ich nach Polen zurückkehrte und die Macht in die Hände nahm, glaubte ich an die Erneuerung der Nation. Damals

wollte ich nicht mit dem Knüppel regieren und gab die Macht in die Hand des von mir berufenen gesetzgeberischen Sejm. Die Nation hat sich aber nicht erneuert. Lumpen und Schufte haben sich breitgemacht . . . Nichtswürdige Menschen sind in Polen zu großen Herren geworden. Die demokratischen Freiheiten wurden derartig mißbraucht, daß man deswegen die ganze Demokratie hassen könnte.“ Und weiter heißt es in derselben Rede zum Schluß, er habe seinerzeit einen schwachen und kaum pulsierenden Staat übernommen und den Bürgern einen erneuerten und lebensfähigen zurückgegeben. „Aber was“ — so fragte Pilsudski damals, genau ein Jahr nachdem er an der Spitze der Armee die Macht im Staate wieder an sich gerissen hatte — „was haben sie mit diesem Staat gemacht? Sie machten aus ihm ein Spottgebilde. Mein Programm ist es, die Zahl der Lumpen zu verringern und der Redlichkeit die Wege zu ebnen. Ich warte ab und versichere Sie, daß ich mich nicht ändern werde.“

Pilsudski hat zu kurze Zeit gelebt und zu kurze Zeit an seinem Volke gewirkt, um es ändern zu können . . .

In den Bereich des „Trudno“ gehört auch das Problem Polesien. Dieses unerschöpfliche Landreservoir umfaßt 45000 Quadratkilometer, auf denen nur 1,1 Millionen Menschen wohnen. 54 v. H. des gesamten Gebietes bestehen aus Sümpfen und Ödland. Das ist eine Fläche von 2,5 Millionen Hektar. Und dieses Land, in dem koloniale und agrarische Schöpferkraft ein herrliches Feld der Betätigung hätten, besteht zum größten Teil aus fetter schwarzer Erde, die seit dem Schöpfungstage ausruht und auf den schöpferischen Geist des Menschen wartet, um urbar und nutzbar gemacht zu werden. Die Kosten, die hierfür aufzuwenden wären, sind nicht einmal hoch. Sie stehen jedenfalls in gar keinem Verhältnis zu den volkswirtschaftlichen Werten, die durch die berüchtigte Agrarreform der polnischen Regierung auf den hochkultivierten landwirtschaftlichen Großbetrieben in Posen und Pommerellen zerstört oder lahmgelegt werden. Im Jahre 1926 hatte der Genfer Völkerbund drei Experten nach Polesien entsandt, die nach dreimonatiger Besichtigung des Gebietes für die Trockenlegung der polesischen Sümpfe einschließlich der Regulierung der Flüsse des Landes einen Betrag von 421 Millionen Zloty errechnet hatten. Das ist etwa der gleiche Betrag, den die polnische Regierung für ihre Ende März 1939 vollkommen überflüssigerweise mobilgemachten Reservisten bis Mitte Juli zusätzlich ausgegeben hat. Die polnischen Versuche der Trockenlegung Polesiens zeigen eine Leistung, die etwa dem Charakterbild

entspricht, das Pilsudski in der obenerwähnten Rede von seinem Volk gegeben hat. 1928 wurde in der Hauptstadt Polesiens, also in Brest am Bug, ein „Planungsbüro zur Melioration Polesiens“ ins Leben gerufen. Es beschäftigte außer vier Gelehrten dreiundfünfzig Ingenieure und Techniker neben einem umfangreichen mittleren und unteren Beamtenapparat. Dieses Büro hat drei Jahre lang unter Ausschluß der Öffentlichkeit gewirkt und ist dann im Zeichen zahlloser Korruptionen von allein zugrunde gegangen.

So ist Polesien Polesien geblieben. Die mütterliche Erde wartet noch immer auf ihren Erschließler, und die wenigen Menschen dieser riesigen Sumpfgebiete leben wie in Urväterzeiten dahin und werden Jahr um Jahr durch den Hungertyphus dezimiert.

Uns rudert ein „Hiesiger“, ein Vertreter jener merkwürdigen, im polnischen Osten stark verbreiteten Bevölkerungsschicht, die ihrem Blut und ihrer Sprache nach entweder zur weißrussischen oder zur ukrainischen Volksgruppe gehört, deren nationales Selbstbewußtsein nur mangelhaft entwickelt ist und die darum den Wünschen der polnischen Behörden keinen großen Widerstand entgegensetzen, die, um die Zahl der Ukrainer und Weißrussen in Polen zu verringern, einige Millionen von ihnen in ihren Statistiken nicht als Weißrussen und Ukrainer, sondern eben als „Hiesige“, als „tutejsi“ führen.

Wir liegen in einem schmalen Fischerboot, in einem Einbaum, irgendwo weit draußen hinter Pinsk, und schwimmen auf einem der schmalen Flußarme, die, wer will, auch Kanäle nennen mag, die zu Tausenden das riesige Sumpfgebiet zergliedern. Wir hören dem Fischer zu, der unser langsam treibendes Boot steuert. Er war während des Krieges in deutscher Kriegsgefangenschaft. Er hat also etwas von der Welt gesehen und hat inmitten seiner Nachbarn und Dorfgenossen fast den Ruf eines Revolutionärs. Er ist nämlich der Ansicht, daß es gar nicht unbedingt nötig ist, daß Jahr um Jahr der Hungertyphus in dieses Land einzieht und besonders grausam nach harten und langen Wintern haust, wenn die spärlichen Vorräte des Sommers vorzeitig aufgebraucht sind. Er schildert, wie reich die Ernte auf den wenigen höhergelegenen Erdstücken ausfällt, wie mühelos sich der Acker bestellen läßt und daß er, ohne Zuwendungen in der Form von natürlichem oder künstlichem Dünger nötig zu haben, hundertfältige Frucht bringt. Man muß, so erklärt er, dieses Land nur vom Wasser befreien. Er zeigt uns ein etwa zehn Hektar großes Sumpfstück. Ein polnischer Gutsbesitzer hatte den Versuch unternommen, es durch reichlich primitive Entwässerungsgräben urbar zu machen. Er ist gescheitert, weil seine Entwässerungsgräben

keinen Abfluß hatten. Wie kann man, so fragt unser Fischer, Erfolg haben, wenn man einen kranken Körper dadurch gesund machen will, daß man an einem einzigen Finger das Übel bekämpft? „Aber“, so fährt er fort, „seit ich als kriegsgefangener russischer Soldat, als Knecht bei einem Bauern in der Mark Brandenburg, gesehen habe, was sich selbst auf sandigem Boden, auf dem nicht einmal unsere Ziegen etwas finden würden, noch machen läßt und welche Ernten sich selbst auf solch einem von der Natur aus kraftlosen Boden erzielen lassen, seitdem weiß ich, daß unser armes versumpftes Land, in dem der Hunger schon bei unseren Eltern und Voreltern ein ständiger Gast war, ein Garten sein könnte, ein Paradies, in dem die kostbarsten Früchte gedeihen könnten und die jetzigen Sumpfbiete überreiche Ernten tragen würden, wenn man nur richtig ans Werk ginge.“ Der ehemalige Kriegsgefangene spuckt verächtlich ins Wasser. Vielleicht denkt er an seine Dorfgenossen, die solche Gedankengänge gewiß mit einem ergebenen „Trudno“ beantworten. Er meint: „Panie, das alles wäre kein Sumpf mehr, wenn die deutschen Soldaten nach dem Krieg nicht wieder weggegangen, sondern hiergeblieben wären!“ Nach diesen Worten sieht uns unser „Hiesiger“, der, seit er in Deutschland war, kein „Hiesiger“ mehr ist, mißtrauisch von der Seite an und fragt, als wir schweigen, ob wir etwa Polen oder gar von der Regierung sind. Er beruhigt sich rasch, als er erfährt, daß das nicht der Fall ist.

Das ist das Kennzeichen des polnischen Ostens: Die Menschen, die sich wie dieser Kriegsgefangene von dem „Trudno“ frei gemacht haben und sich zu einer neuen Haltung dem Leben gegenüber bekennen, sind gleichzeitig leidenschaftliche Gegner des polnischen Staates.

Als wir ein andermal nicht durch die Rinnsale der Rokitno-Sümpfe, sondern auf einem anderen Fluß durch den polnischen Osten schwammen, da versammelten sich, wo immer wir auch erschienen, alle Dorfbewohner sehr rasch um unsere Faltboote, die sie mit scheuen Blicken wie Zauberinstrumente aus einer anderen Welt musterten, besonders dann, wenn eins der Boote aus irgendeinem Grunde auseinandergenommen wurde. Aber unter der jungen Generation traf man doch schon solche Burschen an, die bei der scheuen Ehrfurcht vor diesen technischen Geheiminstrumenten nicht stehenblieben. Sie versuchen die Konstruktion der Boote zu verstehen und buchstabieren den Namen der Fabrikmarke vorn am Wellenbrecher. Sie lassen sich erzählen, wohin wir wollen, und haben eine Vorstellung davon, wohin wir eines Tages gelangen müßten,

wenn wir immer weiter flußabwärts treiben würden. Aber diese Jugend ist nicht „hiesig“, also national gleichgültig eingestellt. Sie erklärte rundheraus, daß sie mit den „Hiesigen“ nichts zu tun habe: sie seien ukrainische Nationalisten. Sie erklären: „Eines Tages werden wir die Herren hier sein.“

Diejenigen, die mit dem „Trudno“ nichts gemein haben, das sind die Bannerträger des ukrainischen Nationalismus. Sie versuchen den Einfluß der Juden auf die Landbevölkerung durch die Schaffung von ukrainischen Genossenschaftsläden einzuschränken (wobei sie den Staat und seine Behörden, die die Juden unterstützen, zum Gegner haben), sie gehen dem Analphabetentum zu Leibe, indem sie Volksbüchereien und Schulen gründen, allerdings keine polnischen, sondern ukrainische, die darum wieder bei der ersten besten Gelegenheit behördlicherseits geschlossen werden (auf daß das Analphabetentum in Polen niemals aussterbe!). Besonders in Wolhynien und Polesien werden alle Regungen eines ukrainischen Nationalismus erbarmungslos bekämpft, denn Warschau ist bestrebt, diese Woiewodschaften mit Gewalt und gutem Zureden, mit Krediten und Postenvermittlungen für die Folgsamen in ein Land der „Hiesigen“ zu verwandeln. Nach amtlicher polnischer Auffassung hat ein ukrainischer Nationalismus allerhöchstens in Ostgalizien Heimatrecht, niemals aber in Wolhynien und Polesien oder gar in der zentral-polnischen Woiewodschaft Lublin, wo über hundert orthodoxe Kirchen in den letzten Monaten kurzerhand zerstört, verbrannt oder abgerissen wurden, nur um diese Symbole und Nährquellen eines ukrainischen Nationalismus zu beseitigen, um mit Feuer und Spitzhacke den ukrainischen Volksboden in einen polnischen zu verwandeln. Auf dem Weg über das Bekenntnis zum „Hiesigen“ sollen die Bewohner dieser Gebiete in das polnische Volkstum und in den polnischen Nationalismus übergeleitet werden.

Nicht nur die ukrainische Jugend lehrte uns, daß dieser Kampf noch keineswegs entschieden ist. Selbst unter den von der polnischen Regierung gegen den ostgalizischen ukrainischen Nationalismus als Sejmaabgeordneten herausgestellten Vertretern des Wolhynien-Ukrainertums, also der „Hiesigen“, gibt es solche, die nach ihrer Berufung in das Parlament mit vollen Segeln in das Lager des bewußten und kämpferischen ukrainischen Nationalismus übergegangen sind.

3. „Heiliger Jur“

Wir sind in einem Dorf der Ostkarpaten. Die kleinen Holzhütten hocken tief im Schnee. Ein Bach durchfließt ein Tal. Es schneit. Links und rechts ein Weg. Am Weg und am Bach stehen Weiden. Durch die Nacht klingelt ein Schlitten. Weiter heult ein Hund, der an der Kette liegt. Aus einer der abseits gelegenen Hütten kommt eine eintönige Melodie: Tataratata — tületütütü — immer wieder. Die Hütte ist eine Schenke. Eine richtige Schenke der ukrainischen Bergbauern. Männer und Frauen vergessen in der Vorfeiertagsnacht bei Tanz und Spiel des Tages Mühen. Sie tanzen zu zweit, manchmal zu viert. Einige von ihnen haben den Gesichtsschnitt von Zigeunern. Den meisten Gesichtern sind die strengen und herben Züge alter, traditionsbewußter Bergstämme eingeschnitten. Einige Männer sind in hohen Schafstiefeln, andere haben „Opanken“, jene seltsamen ledernen, die Füße geschmeidig umschließenden, flachen und absatzlosen Schuhe. Diese Männer tragen Hemden mit prächtigen Stickereien, alte Erbstücke der Familie, seit Generationen wohlbewahrt und weitergegeben. Das ist gutes, solides Handwerk, ursprünglich und echt in Material und Muster mit tiefen, gesättigten Farben, die die Natur in ihren Pflanzensäften liefert. Rot und Gelb, Grün und hin und wieder auch etwas Blau. All diese Farben stehen auf dem matten Glanz des handgewebten Leinens. Zwischendurch, über das Haar der Frauen gebunden, wieder bunte grelle Kopftücher, die die Fabrik liefert: billige Pfennigware, die diesen armen Bauern und Hirten, denen 10 Groschen ein riesiges Vermögen bedeuten, ein kostbares Gut erscheinen mag. Aber zwischendurch tragen auch die Frauen die ererbten uralten Kostbarkeiten der alten Stickereien und Muster auf Hemd und Bluse und den eigenartigen Rockschrürzen. Niemand weiß recht, woher diese edlen Gewebe stammen. Mancher verweist unter Berufung auf die Formen der Muster in die bunte Welt des Orients. Genug, daß sie hier leben, noch leben, vielleicht so lange noch, als Touristen in diese Dörfer kommen, um solche Kostbarkeiten zu kaufen und in die Städte zu tragen.

Immer noch fiedelt die Geige ihr Tataratata — Tületütütü. Immer noch tanzen die Paare. Ihre Gesichter sind erhitzt, einigen Frauen sind die Tücher in den Nacken gerutscht. Es ist stickig und heiß in

der verqualmten Stube. Die Männer behalten trotzdem ihre runden Schaffellmützen auf dem Kopf. Nur für wenige Sekunden halten sie dann und wann inne, um sich eine neue Zigarette anzuzünden. Dann wird erneut mit doppeltem Eifer weitergetanzt, um die raren Sekunden des Feierabends ganz auszukosten.

Manchmal singt ein Bursche ein paar Takte lang Worte zu der Melodie mit. Sie sind ukrainisch. Ich kann sie nicht verstehen. Sicher aber sind sie urwüchsig, derb und saftig und handeln von der Liebe, denn die Mädchen senken verschämt das Haupt.

Es wird lebhafter. Wenn ein Bursche zu singen aufhört, dann löst ihn jetzt ein anderer ab. Unablässig wird weitergetanzt. Niemand steht mehr plaudernd im Winkel, alles tanzt mit: Männer und Frauen, Burschen und Mädchen, alt und jung. Sie stampfen mit den Füßen, beugen den Oberkörper vor und werfen ihn dann wieder ruckartig zurück. Es überkommt sie wie ein Rausch. Sie wissen nichts mehr von ihren Sorgen und ihrer täglichen Mühsal. Sie tanzen nur noch und singen, lachen und rauchen. Sie sind weit jenseits ihrer Welt der Pferde, der verschneiten Felder und Bergwälder, der Ziegen und Kühe, der weinenden Kinder, die zu Hause geblieben sind, und der Gendarmen, vor denen sie auf der Hut sein müssen, wenn sie sich im ukrainischen Genossenschaftsladen oder in ihrer Leshalle treffen und über Politik reden.

Heute ist alles vergessen. Die Welt ihrer Sorgen ist versunken, wenn sie sich im Tanze schwingen. Immerzu, immerzu, lachend und singend im Kreise, immerfort nach der Melodie, die die Geige fiedelt: Tataratata — tületütütü.

Das ist ein Dorf in den polnischen Karpatenbergen. Es liegt irgendwo hinter Lemberg, nicht allzu weit von der im April 1939 durch die Eingliederung der Karpato-Ukraine in das ungarische Königreich neuentstandenen polnisch-ungarischen Grenze. Die Bewohner dieses Dorfes gehören zum Stamm der Lemki. Weiter im Südosten wohnen die Huzulen, in den sich im Westen anschließenden Gebirgsketten die Goralen. Viele Hundert solcher ukrainischer Dörfer gibt es in den Karpaten, viele Tausend außerhalb der Berge in den Woiwodschaften Lemberg, Stanislaw, Tarnopol, Wolhynien, Polesien und Lublin, wo es die Behörden des ultrakatholischen christlichen Polenstaates im Kampf mit dem von Ukrainern bewohnten Raum im Jahre 1938 für notwendig hielten, das größte Zerstörungswerk an christlichen Gotteshäusern zu vollbringen, das

die Geschichte der Neuzeit, von der Sowjetunion, Mexiko und dem einstmaligen Spanien abgesehen, überhaupt kennt.

Der Osten Polens ist nicht polnisch. Er ist ukrainisch und weißrussisch. Dieser Osten rückt mit jedem Jahr weiter in den Westen vor. Und das in doppelter Hinsicht: Der ukrainische Nationalismus entfaltet allen Unterdrückungsmaßnahmen des Staates zum Trotz, ja vielleicht gerade infolge dieser Maßregelungen, unaufhaltsam seine Fahne, in die der Sturm unserer Zeit bläst, und erfaßt nach und nach alle Menschen ukrainischer Zunge. Und dann: nirgends in Polen ist der Kinderreichtum so groß wie in Wolhynien und Polesien. Beträgt er durchschnittlich, umgerechnet auf je eintausend Menschen, zwölf — in diesem Gebiet erreicht er die Ziffer neunzehn.

Nach der amtlichen polnischen Statistik gibt es in Polen 4,4 Millionen Ukrainer. Es gibt in Polen keinen ernsthafteren Beurteiler der Verhältnisse, der diese Ziffer für richtig hält. Daß sie es nicht ist, ergibt sich allein schon aus der Tatsache, daß es nach der amtlichen polnischen Statistik 8 Millionen Menschen gibt, die zur griechisch-katholischen oder orthodoxen Kirche gehören. Außer vielleicht 2 Millionen Weißrussen und Russen sind aber die Angehörigen dieser Kirchen in Polen ausschließlich Ukrainer. Außerdem gibt es aber noch mehrere hunderttausend Ukrainer römisch-katholischen Glaubens, deren Zahl auf jeden Fall weit größer ist als die der wenigen Polen, die zur orthodoxen oder griechisch-katholischen Kirche gehören. 6 Millionen Ukrainer in Polen müssen jeder ernsthaften Betrachtung dieses Problems als Mindestziffer zugrunde gelegt werden, wahrscheinlich ist sie aber noch zu niedrig. Der ukrainische Ethnograph Dr. Kubijowitsch, Krakau, errechnete bereits für das Jahr 1932 die Ziffer von 9,1 Millionen Ukrainern, die in Polen leben.

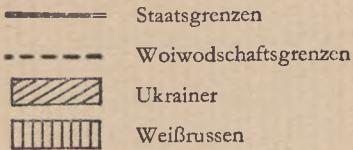
Aber lassen wir die Ziffern Ziffern sein. Die Bedeutung der ukrainischen Frage ergibt sich aus der auch von den polnischen Statistiken nicht bestrittenen Tatsache, daß der polnische Bevölkerungsanteil in den östlichen Woiwodschaften Polesien, Wolhynien, Tarnopol, Stanislaw und Lemberg allen Maßregelungen und statistischen Kunststücken zum Trotz sich nur zwischen 14 und 57 v. H. bewegt.

Wer die Blätter der Geschichte der ukrainischen Volksgruppe in Polen, die sich als ein Teil des auf geschlossenem Volksboden wohnenden, insgesamt 35 bis 40 Millionen starken ukrainischen Gesamtvolkes fühlt, durchblättert oder auch nur einzelne Seiten dieser Geschichte überblickt, erhält das Bild eines um seine nationale Freiheit kämpfenden Volkes, das seine großen Ziele selbst in den

dunkelsten und hoffnungslosesten Tagen niemals vergessen und preisgegeben hat. Diese Geschichte beginnt mit dem Kampf um die Erhaltung der am 19. Oktober 1918 ins Leben gerufenen unabhängigen Westukrainischen Republik gegen die polnischen Truppen. Sie endet bei den verzweifelten Vorstößen der Vertreter der ukrainischen Volksgruppe im polnischen Parlament mit dem Ziel der Gewährung einer territorialen Autonomie. Der letzte Vorstoß dieser Art erfolgte im Dezember 1938. Dieser Antrag ist wie alle seine Vorgänger abgewiesen worden. Er besitzt nichtsdestoweniger zum mindesten als Maßstab für die geringen staatsschöpferischen Fähigkeiten besondere Bedeutung, die die Polen in den zwanzig Jahren ihrer Minderheitenpolitik an den Tag gelegt haben. Als ukrainisches Siedlungsgebiet, für das dieses von den Ukrainern am 9. Dezember 1938 im Sejm vorgelegte Verfassungsgesetz gelten soll, werden in diesem Antrag im einzelnen genannt: die Woiwodschaften Lemberg, Stanislaw und Tarnopol, die Woiwodschaft Wolhynien, der größte Teil der Woiwodschaft Polesien (deren kleinerer nördlicher Teil von Weißrussen bewohnt wird) und Teile der Woiwodschaften Lublin, Krakau und Bialystok. All diese Gebiete sollen zu einer Körperschaft des öffentlichen Rechts in einer autonomen Einheit mit eigener ukrainischer Regierung, eigenem Landtag, eigener Verwaltung und einem eigenem ukrainischen Obersten Gericht in Lemberg zusammengeschlossen werden mit dem Zweck, dem ukrainischen Volk in den Grenzen des polnischen Staates völlige politische Gleichberechtigung mit dem polnischen Volk sowie freie kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung zuzusichern. Von der Zuständigkeit der ukrainischen Gesetzgebung sollten im Sinne dieses Antrages lediglich die Fragen der Außenpolitik, der Armee, des Staatshaushaltes und der Währung ausgeschlossen bleiben. In der Begründung des Antrages heißt es unter anderem, für einen Staat wie Polen, der in nationaler Hinsicht nicht einheitlich ist und in kultureller und wirtschaftlicher große Unterschiede aufweist, ist die Anwendung einheitlicher Normen für alle Gebiete nicht angebracht. Der Antrag erinnert daran, daß der ukrainischen Volksgruppe sogar von polnischer Seite durch ein entsprechendes Gesetz vom September 1922 eine derartige Autonomie versprochen worden ist. Freilich war das vor der Stellungnahme der Botschafterkonferenz zu dem polnischen Anspruch auf diese Gebiete. Nach Tisch wollte man auch in diesem Fall nicht mehr wahrhaben, was man vor Tisch versprochen hatte. Die bloße Erinnerung an jenes polnische Gesetz aus dem Jahre 1922 wird von den Polen heute als hochverräterische Handlung empfunden.



Der Volksboden der Ukrainer in Polen



- | | |
|------|------------------------|
| I | Woiwodschaft Bialystok |
| II | Woiwodschaft Polesien |
| III | Woiwodschaft Wolhynien |
| IV | Woiwodschaft Tarnopol |
| V | Woiwodschaft Stanislaw |
| VI | Woiwodschaft Lemberg |
| VII | Woiwodschaft Krakau |
| VIII | Woiwodschaft Lublin |

Dieser ukrainische Antrag auf eine territoriale Autonomie zeigt, wenn er auch nur ein Antrag geblieben ist, mehrerlei:

1. daß es Warschau nicht gelungen ist, der ukrainischen Bevölkerung Polens ihr nationales Selbstbewußtsein zu nehmen, daß sich dieses vielmehr unter dem harten Druck der polnischen Minderheitenpolitik aus den galizischen Gebieten auf die Gebietsteile übertragen hat, die früher unter russischer Herrschaft standen. Dort hat sich der ukrainische Nationalismus in den zwanzig Jahren polnischer Herrschaft zu einer breiten Bewegung entwickelt. Die polnischen Versuche der ideellen Abriegelung dieser Gebiete von denen Ostgaliziens sind mißlungen. Unter den Unterschriften des ukrainischen Autonomieantrages befindet sich auch der Namenszug eines Abgeordneten der wolhynischen Ukrainer, den die polnische Regierung früher wiederholt gegen die Bestrebungen seiner ostgalizischen Volksgenossen auszuspielen versucht hatte.

2. Die ständig zwischen Werben und Verderben hin und her schwankende Ukrainerpolitik Warschaus, besonders aber die rücksichtslosen polnischen Maßnahmen der letzten Zeit haben zu einer selbst von den leidenschaftlichsten ukrainischen Patrioten nicht erwarteten Einigung aller ukrainischen Organisationen, von der nationaldemokratischen Organisation „UNDO“ angefangen, bis zu den marxistisch verfärbten ukrainischen Sozialisten geführt. Diese ukrainische Einheitsfront besteht nicht nur in der Forderung um eine Autonomie. Sie hat sich bereits in der Praxis des täglichen Lebens, und zwar anlässlich der Kommunalwahlen bewährt, die im Mai 1939 in den meisten Ortschaften des ukrainischen Volkbodens in Polen durchgeführt wurden.

Diese Einigungsbewegung unter den Ukrainern in Polen, die vielleicht für die politische Zukunft des gesamten polnischen Ostens noch einmal von größter Bedeutung sein wird, ist, abgesehen von dem nicht erwarteten Ergebnis der polnischen Unterdrückungspolitik, zu einem bedeutenden Teil das Verdienst eines einzelnen lediglich durch die Macht seiner Persönlichkeit wirkenden Mannes, der infolge seines Amtes außerhalb des politischen Tagesgeschehens steht.

Hoch über der kirchenreichen Stadt Lemberg, die manche eine heitere Stadt nannten, erhebt sich der „Heilige Jur“. Schnalzend treibt der Fiaker seine Pferdchen den Berg hinauf. Ihn krönt der schönste Rokoko-Kirchenbau, den es im heutigen Polen geben mag: die Kathedrale des Heiligen Georg oder des Heiligen Jur, wie das

Gotteshaus von den Ukrainern und von jedermann in Lemberg genannt wird. Sankt Georg war kein sanfter und duldender Diener seines himmlischen Herrn, sondern vielmehr ein streitlustiger und kriegstüchtiger. Er ist der Schirmherr der Soldaten.

Der Heilige Jur in Lemberg ist nicht nur einer der schönsten, sondern auch der eigentümlichsten Kirchenbauten des Rokoko. Mit den zierlichen Fassaden des Palais des Oberhauptes der griechisch-katholischen Kirche und den langgestreckten Gärten, die sich hinter dem erzbischöflichen Palais hangabwärts der Stadt zu erstrecken, erinnert der Heilige Jur fast an das Schloß eines lebensfrohen Fürsten, der den weiten Blick über das Land, über sein Land liebt. Die langgestreckten zweistöckigen Bauten, die die Kathedrale in halber Höhe von drei Seiten flankieren, wiederum erwecken trotz ihren freundlichen Giebelaufsätzen fast den Eindruck militärischer Zweckbauten; mit ihren dicken Mauern von außen, im Innern mit ihrem Gewirr von dunklen Gängen machen sie einen fast abweisenden und unzugänglichen Eindruck. Die Polen sprechen gelegentlich von den „Kasematten“ des Heiligen Jur.

Hier, mit dem beherrschenden Blick über Stadt und Land, hat der Herr der griechisch-unierten Kirche, der eigentlichen ukrainischen Kirche, der greise Metropolit Graf Szeptyckyj, seinen Sitz. In dem früher russischen Teilgebiet war die Kirche von dem Herrscher aller Reußen zwangsweise zur Orthodoxie geführt worden. Szeptyckyjs Persönlichkeit überragt bei weitem seinen eigentlichen kirchlichen Machtbereich. Dieser Mann, dessen Einsatz für seine Nation weit in die Vorkriegszeit zurückreicht, wird als die eigentliche Führerpersönlichkeit von den orthodoxen Ukrainern Wolhyniens genau so bedingungslos anerkannt wie von den Angehörigen seiner Kirche, ganz gleich, in welcher politischen Partei der ukrainischen Volksgruppe sie auch stehen mögen. Metropolit Graf Szeptyckyj gilt für jeden Ukrainer als der gute Geist seiner Nation. Sein Einfluß, der sonst nach außen kaum hervortritt, machte sich geltend, als die 114 ukrainischen orthodoxen Kirchen innerhalb von zwei Kalendermonaten des Sommers 1938 allein in der Woiwodschaft Lublin auf Anordnung der polnischen Regierung zerstört und verbrannt worden sind: 114 Kirchen, gut, allzu gut besuchte Gotteshäuser, wurden mit Spitzhacke, Feuer und Dynamit kurzerhand dem Erdboden gleichgemacht. Einzelne der Gotteshäuser, die der Minderheitenpolitik der christlichen polnischen Regierung zum Opfer fielen, waren erst wenige Monate vorher mit den Mitteln der Gemeinden erbaut bzw. ausgebessert und erweitert worden. Andere

Kirchen stammten aus dem sechzehnten Jahrhundert. — Eine, die Kirche in Szczepczeszyn, war im Jahre 1184 gebaut worden und stellte eine der ältesten bisher erhaltenen Kirchenbauten im gesamten osteuropäischen Raum dar. Ihre Vernichtung und die zahlreicher anderer ukrainisch-orthodoxer Kirchen in der Woiwodschaft Lublin stellt einen einfach unersetzlichen Verlust für die Kultur dar. Gegen dieses Vernichtungswerk hatte Metropolit Graf Szeptyckyj in mehreren, übrigens von der polnischen Zensur durchweg beschlagnahmten Hirtenbriefen Stellung genommen, obwohl diese orthodoxen Kirchen kirchenhierarchisch seiner Machtbefugnis eigentlich nicht unterstehen. Aber Metropolit Szeptyckyj, der ja als das Oberhaupt der griechisch-unierten Kirche in Polen der Autorität des Papstes untersteht, handelte bei der Niederschrift seiner Hirtenbriefe als der wachsame Führer seiner Volksgruppe, dessen Blick über die Doktrinen seines Kirchenbekenntnisses hinausreicht, ja sicher glaubte er auch als Statthalter des Papstes so handeln zu müssen. Denn sicher erwies der polnische Staat mit diesen Maßnahmen den weiteren kirchenpolitischen Interessen und Zielen des Papstes und seiner Kirchenpolitik einen Bärendienst.

Der diplomatische Krieg, der sich an den Vorstoß des Lemberger Metropoliten anschloß und an dem sich außer diesem und der polnischen Regierung auch der Vatikan und dessen Warschauer Nuntius beteiligten, endete mit dem Sieg des Lemberger Metropoliten, denn wie konnte der Vatikan die Zerstörung von Kirchen gutheißen, auch wenn es sich dabei nicht um Gotteshäuser der alleinseligmachenden Kirche, sondern nur um solche des orthodoxen byzantinischen Glaubens handelt! Unter dem Druck der Stellungnahme des Vatikans sah sich jedenfalls Warschau genötigt, von weiteren Kirchenzerstörungen abzusehen.

Mit der gleichen Entschlossenheit, mit der Metropolit Graf Szeptyckyj für die ihm kirchenhierarchisch nicht unterstehenden orthodoxen Kirchen eintrat, nahm er auch gegen die brutalen Unterdrückungsmethoden der polnischen Polizei und der polnischen Truppen Stellung, die nach dem Muster der im August 1930 durchgeführten „Pazifikation“ erneut im Juni/Juli 1938 und nochmals wenige Monate später im Spätherbst des gleichen Jahres sowie um die Jahreswende 1939 den ukrainischen Siedlungsraum in Polen „befriedeten“.

„Pazifikation“ — das ist ein freundliches und schönes Wort. Es ist kein Zufall, daß es gerade in Polen erfunden wurde, wo man zwar die grausamste völkische Unterdrückungspolitik betreibt, die

Europa je gesehen hat, wo man sich aber selbst und der Welt unablässig in der Tonart des von seiner Gerechtigkeit vollkommen Überzeugten einredet und vorredet, daß völkische Duldsamkeit schon immer eine der Haupttugenden der polnischen Nation gewesen sei. Gelegentlich wird dann noch hinzugefügt: „Leider gehen wir Polen in unserer traditionellen Duldsamkeit zuweilen etwas zu weit, und es wäre eigentlich an der Zeit, die Zügel der Minderheitenpolitik endlich einmal etwas straffer zu fassen . . .“

Pazifikation . . . Befriedung.

So wurde Ostgalizien im Spätherbst 1938 befriedet: Ein Zug des polnischen Grenzschutzkorps rückt in das ukrainische Dorf ein. Der Offizier läßt sich die maßgeblichen Persönlichkeiten der Dorfgemeinde vorführen. Den Schulzen, den Leiter der ukrainischen landwirtschaftlichen Genossenschaft, den Leiter der ukrainischen Lesehalle und die Vorsitzenden aller übrigen ukrainischen Vereine und Organisationen. Ob sie Ukrainer sind, werden sie gefragt. Die ukrainischen Männer sagen ja. Der Offizier gibt ein Kommando. Die Soldaten entkleiden die Männer, werfen sie mit dem Gesicht zur Erde zu Boden. Ein Soldat setzt sich auf den Rücken, ein anderer auf die Beine, und zwei weitere dreschen auf den bewegungslos daliegenden Mann ein, bis der Körper anschwillt und das Blut durch die zerschlagene Haut rinnt. So mancher Ukrainer ist nach dieser Prozedur kein gesunder Mann mehr geworden. Mancher ist überhaupt nicht mehr aufgestanden. Im übrigen hat man sich nicht einmal immer mit solchen Grausamkeiten nur auf die Männer beschränkt. Aus einzelnen ukrainischen Gebieten sind Fälle bekannt, wo sich Unteroffiziere und Soldaten des Grenzschutzkorps die Zeit damit vertrieben, daß sie ukrainische Knaben aufgriffen, um sie nach ihrer nationalen Zugehörigkeit zu fragen. Sagten sie, wer sie sind, dann wurde ihnen die brennende Zigarette in die Wange gedrückt, damit sie, wie man sich scherzhaft auszudrücken liebte, ein „Stempelchen“ künftig tragen. Auch ukrainische Frauen, die politisch oder kulturell hervorgetreten sind, wurden nicht geschont.

★

Irena Blaschkewiczowa zum Beispiel leitete in einem Dorf der Woiwodschaft Tarnopol eine Volkskunstgenossenschaft. Sie wurde im Sommer 1938 an ihrer Arbeitsstätte verhaftet und von den Soldaten mitgenommen. Unterwegs ließ der Offizier haltmachen. Die Frau wurde gezwungen, sich auszukleiden und dann nach demselben Rezept, nach dem man ukrainische Bauern pazifiziert, miß-

handelt. Sie blieb schwerverletzt und besinnungslos liegen. Die Soldaten kümmerten sich nicht mehr um sie, sondern zogen unbesorgt weiter. Später fanden ukrainische Bauern die Frau. Sie ließen sie in ein Lemberger Krankenhaus bringen, wo der Arzt neben zahlreichen inneren Verletzungen und einem vollkommen blutunterlaufenen Unterkörper mehrere gebrochene Rippen feststellte. Die Frau schwebte wochenlang zwischen Leben und Tod und hat Monate im Krankenhaus zugebracht, ohne bis zum heutigen Tag wieder völlig genesen zu sein.

★

Das alles sind keine Erfindungen einer erhitzten Phantasie, sondern Ereignisse, die in vielen Dutzenden von Fällen durch Interpellationen ukrainischer Abgeordneter und Senatoren im polnischen Parlament, mit den Unterschriften mißhandelter Ukrainer versehen, belegt worden sind.

Im November und Dezember 1938 konnte sich jeder, der Lemberg der ostgalizischen Hauptstadt, einen Besuch abstattete, von den Qualitäten der polnischen Ukrainerpolitik überzeugen. Es gab keine Straße, in der nicht Türen, Schaufenster, Firmenschilder und die Fensterscheiben ukrainischer Büros und Häuser zertrümmert waren. Organisierte polnische Banden drangen unter den Augen, ja unter dem Schutz polnischer Polizei in ukrainische Geschäfte, in die Büros politischer, wirtschaftlicher und kultureller ukrainischer Organisationen ein, um niederzuschlagen, wer sich ihnen entgegenstellte, und um alles zu zerstören und zu vernichten, was vorgefunden wurde.

In dieser Zeit betrat ich die Schriftleitung einer ukrainischen Tageszeitung. Ich gab im Gespräch mit einem ukrainischen Schriftleiter des Blattes meiner Verwunderung darüber Ausdruck, daß es in dem ganzen Haus keinen ganzen Stuhl gab. „In der vorigen Woche hatten wir Besuch“, erklärte mir der Schriftleiter. „Wir hatten ihn erwartet, und da wir uns nicht wehrlos kaputtschlagen lassen wollten, ein paar geeignete Schlagwerkzeuge unsererseits zu-rechtgelegt. Als dann die polnischen Banden in das Haus eindrangen, schlugen wir kräftig um uns. Die Polen zogen es darauf vor, wieder abzuziehen. Wenige Minuten darauf erschien aber Polizei. Sie erklärte uns alle für verhaftet, führte uns in die Ecke eines Zimmers und schlug nun ihrerseits alles kurz und klein, was sie vorfand. Daher die wackligen Tische und die ebenso beschaffenen Stühle. Wir hatten noch nicht Zeit genug, um sie richtig in Ordnung zu

bringen, und“ — so fügt er lachend hinzu — „wer weiß, ob es sich überhaupt lohnt.“

Zu Hunderten und Tausenden sind in den letzten Monaten des Jahres 1938 bis in den Sommer des Jahres 1939 hinein Ukrainer entweder wegen ihrer Zugehörigkeit zu der Nationalistischen Ukrainischen Organisation, kurz „OUN.“ genannt, in die Zuchthäuser geführt oder einfach im Zuge der Pazifizierungsmaßnahmen mitgenommen und in das im polesischen Sumpf gelegene Isolierungslager Bereza Kartuska oder eins der anderen Lager gebracht worden, wo sie sich in der Gesellschaft unverbesserlicher Schwerverbrecher befinden. Nach sehr sorgfältigen Schätzungen betrug die Zahl der auf diese Weise unschädlich gemachten Ukrainer Mitte 1939 rund sechzigtausend. Diese Ziffer mag unglaublich klingen, sie erscheint dem glaubwürdig, der die rasche Entfaltung des ukrainischen Nationalismus und den wachsenden glühenden Haß aller Ukrainer gegen den polnischen Staat kennt. Die Zahl entspricht im übrigen der der hundertvierzehn ukrainischen Kirchen, die in wenigen Wochen in der Woiwodschaft Lublin vom Erdboden verschwanden. Im Osten rechnet man halt mit anderen Größen.

Allerdings, was man mit solchen Methoden erreichen wollte, hat man nicht erreicht. Es ist nicht gelungen, auf diese Weise den ukrainischen Nationalismus zu ersticken. Er ist dank den polnischen Maßnahmen nur um so stärker und mächtiger geworden. Eine der sichtbarsten Früchte dieser polnischen Minderheitenpolitik ist der bereits besprochene ukrainische Autonomieantrag.

Auch der polnische Ministerpräsident General Skladkowski, der übrigens im Jahre 1930 die erste Pazifizierungsaktion Ostgaliziens durchführen ließ, muß diesen Mißerfolg seiner Politik zugeben, wenn er in einer Rede, die er im Januar 1939 im Warschauer Sejm hielt, feststellt, daß sich die ukrainische Minderheit in Polen in den letzten Jahren rasch entwickelt hat. Dies treffe auf ihre kulturelle und vor allem ihre wirtschaftliche Entwicklung zu, von der man nur wünschen könnte, daß sie in allen Teilen Polens so rasch wie in Ostgalizien vonstatten geht.

Das ist wohl die größte organisatorische Leistung, die die Ukrainer in Polen aufzuweisen haben, daß sie allen Behinderungen und Maßregelungen von seiten der Behörden zum Trotz mit ihren eigenen spärlichen Mitteln ein Genossenschaftswesen entwickelten, das seinem Umfang nach und was die Mustergültigkeit der Organisation betrifft, sonst seinesgleichen in Polen nicht hat. Die polnische Regierung trägt jetzt neuerdings auf ihre Weise diesen Tatsachen

Rechnung: sie läßt durch ihre Verwaltungsorgane in Ostgalizien und Wolhynien die Genossenschaften, aber nicht nur diese, sondern auch sportliche und kulturelle Organisationen der Ukrainer zu Hunderten auflösen.

Wie ein Hohn lesen sich heute die Worte, die Marschall Pilsudski ausgesprochen hat, als seine Truppen im Jahre 1920 nach Kiew marschierten: „Um nichts in der Welt möchte ich, daß Polen ein großes Gebiet besitzt, das von einer feindlich eingestellten Bevölkerung bewohnt wird. Die Geschichte hat uns bewiesen, daß auf lange Sicht völkische Mischbevölkerungen gefährlich sind. Auf unseren Bajonetten bringen wir den unglücklichen Völkern die Freiheit ohne jeden Vorbehalt. Ich weiß, daß viele Polen meine Auffassung nicht teilen. Aber die Befreiung der Völker, die mit uns benachbart sind, wird für mich eine Ehrenfrage meines Lebens als Staatsmann und Soldat sein.“

4. „Leuchtender Berg“

Auf den Straßen ist kein Weiterkommen mehr. Überall ziehen dichte Gruppen von Menschen in langen Kolonnen, Bauern in langschäftigen Stiefeln und im Sonntagsrock mit ihren Frauen und Kindern singend und betend hinter bunten Kirchenfahnen jener Stadt zu, die an der Grenze zwischen Mittel- und Westpolen liegt. Auf den ersten Blick unterscheidet sie nichts von vielen anderen Städten Mittelpolens. Sie hat eine breite Hauptstraße mit dürftigen Geschäften, verstaubten Auslagen, drittklassigen Gaststätten, einigen Cafés und Kinos — alles ein wenig veraltet und abgestoßen, hier und da ein Neubau, der mit Gewalt modern sein möchte, mit möglichst eckigen Formen und flachem Dach. Es soll sicher den Beweis (einen schlecht verstandenen Beweis) dafür erbringen, daß die Stadt mit der Entwicklung Europas Schritt hält. Dieses kantige Gebäude würde in seiner Umgebung fremd wirken, wenn nicht der Putz an einigen Stellen bereits abgebröckelt wäre wie an den anderen Häusern älterer Jahrgänge. So großen Wert man in Polen sonst auf die Fassade legt — das durchgehende Kennzeichen polnischer Städte ist die Ungepflegtheit ihrer Häuserfronten. Man fragt sich, wie es unter solchen Umständen erst um das Innere der Häuser bestellt sein mag . . .

Das also ist Czenstochau: eine Stadt mit 120000 Einwohnern, von denen nur 26000 Juden sind. In ihren Händen lag bis vor kurzem noch der größte Teil des hier besonders einträgliches Geschäfts mit den in dieser Stadt besonders stark nachgefragten Devotionalien, Heiligenbildern und kirchlichen Andenken, die man in der berühmten Kathedrale weihen läßt, um sie zum Schirm gegen alle Gefährnisse des Lebens mit nach Hause zu tragen oder lieben Anverwandten, mit denen man es gut meint, zu übersenden.

Nur die Hauptstraße, die die Achse der Stadt bildet und hinauf auf den „Leuchtenden Berg“, zur „Jasna Gora“, führt, ist etwas gepflegter und auch in den Stunden nach Sonnenuntergang wenigstens in ihrem ersten Teil sorgfältig beleuchtet. Denn schließlich müssen die vielen Hunderte und Tausende von Pilgern in den dunklen Wintertagen auch spätnachmittags noch den Weg zu der Burgkathedrale finden, deretwegen sie nach Czenstochau gekommen

sind und aus welchem Anlaß sie schließlich das Geld in die Stadt bringen, von dem ein großer Teil ihrer Einwohner lebt.

Denn Czenstochau ist das Zentrum katholischer Frömmigkeit oder richtiger gesagt polnischer Frömmigkeit — und nicht etwa der Dom in Posen, wo die ältesten polnischen Könige beigesetzt sind und wo der Primas von Polen seinen Sitz hat, oder die berühmte Kathedrale auf dem Wawelberg in Krakau, wo die meisten Nationalhelden, Könige, Dichter und Staatsmänner bis Pilsudski einschließlich beigesetzt sind.

Für den Polen ist Katholizismus mit der Zugehörigkeit zum polnischen Volkstum gleichbedeutend. Schließlich ist der Katholizismus immer auf polnischem Boden eine der Hauptwaffen im nationalen Freiheitskampf des Volkes gegen die Teilungsmächte gewesen. Die Polonisierung des ukrainischen Volksbodens erfolgt, wie bereits an anderer Stelle geschildert, auf dem Umweg über die katholische Kirche, indem nämlich die orthodoxen Kirchen, die Symbole eines anderen Glaubens und einer anderen Nation, mit Feuer und Dynamit beseitigt werden und das Volk angehalten wird, doch lieber in die schöne katholische Kirche zu gehen . . .

Alljährlich wallfahren drei-, vier-, fünfhunderttausend polnische Katholiken zur „Königin der Krone Polens“, zur Schwarzen Mutter Gottes, auf den Leuchtenden Berg in Czenstochau. Dieses Bild ist der Magnet, der alle Katholiken mit unwiderstehlicher Gewalt anzieht. Die Kraft dieses Magneten ist die Legende, die um das Bild der Schwarzen Mutter Gottes, von dem man keineswegs behaupten kann, daß es schön ist, gewoben wurde.

Das Bild soll, so erzählt die Legende, von dem Apostel Lukas auf einen von Jesus von Nazareth eigenhändig angefertigten Tisch gemalt worden sein. Jedenfalls ist die Legende alt. Geschichtlich festzustehen scheint, daß die Mutter Konstantins des Großen das Bild von Jerusalem nach Konstantinopel gebracht hat, wo die ersten gläubigen Christen dieser Stadt ihm bereits damals wunderwirkende Kräfte nachsagten. Von Konstantinopel gelangte das Bild im vierzehnten Jahrhundert in die Ukraine auf das Schloß eines Magnaten. Der Herzog von Oppeln, der es dort sah, fand Gefallen an ihm. Er nahm es an sich, scheinbar nicht als Geschenk, um es in seine Heimat zu bringen. Auf dem Weg dorthin ging es ihm abhanden, und zwar just dort, wo sich heute Czenstochau befindet. Die fromme Legende erzählt, daß er auf dem Leuchtenden Berg bei Czenstochau im Traum die Weisung erhalten hat, das Bild an Ort und Stelle zu belassen. 1430 versuchten Hussiten das Bild zu entführen. Mit zwei Säbel-

hieben hätten die hussitischen Reiter das Bild zu zerstören versucht, als ihnen das mißlang. Die Schnitte, die das Bild aufweist und die durch das Gesicht der Madonna gehen, sind heute noch sichtbar. Aber seine große Volkstümlichkeit und seinen nationalpolnischen Charakterwert erhielt es erst rund zweihundert Jahre später. Damals war der Leuchtende Berg mit der Kathedrale und dem Bild in ihr, das von dem Mönchsorden der Pauliner gehütet wurde und noch gehütet wird, längst mit Wall und Graben und kräftigen Mauern umgeben, also in eine regelrechte Festung umgewandelt worden. Als die Schweden im Laufe ihres Siegeszuges gegen die Polen die Stadt Czenstochau erreichten, bot ihnen der Leuchtende Berg Trutz. Offenbar waren die mehrere hundert polnischen Krieger, die sich in der Festung befanden, tapfere Soldaten. Denn dem schwedischen General Miller gelang es nicht, trotz fast vierwöchiger Belagerung den Ort in seine Gewalt zu bringen. Ein Generalsturm, den Miller schließlich veranstaltete, mißlang. Die Polen sind nun überzeugt, daß dieser erste Mißerfolg, den die Schweden auf polnischem Boden davontrugen, ausschließlich auf die Schwarze Mutter Gottes zurückzuführen ist. Sie habe höchstpersönlich Czenstochau und damit das polnische Königreich gegen die schwedischen Eindringlinge verteidigt. Jedes polnische Kind glaubt daran und mit ihm die naiven Herzen der polnischen Bauern und noch mehr der Bäuerinnen (man kann sich das von ihnen erzählen lassen), daß die Kugeln, die General Miller aus seinen neunzehn Geschützen gegen die Festung schleudern ließ, von den Mauern abprallten, um in die Reihen der Schweden einzuschlagen und die Feinde des Leuchtenden Berges zu vernichten. Seitdem ist das Bildnis Marias und mit ihm die Mutter Jesu selbst von der polnischen Nation zur Königin der Krone Polens feierlich erhoben worden und der Leuchtende Berg zum Symbol der nationalen Widerstandskraft des polnischen Volkes. Dies geschah im Jahre 1655. Seitdem hielt sich jeder polnische König für verpflichtet, um seine Vaterlandsliebe zu beweisen, die Schwarze Mutter Gottes mit reichen Gaben zu bedenken. Der Glaube des Volkes an die Schwarze Mutter Gottes in Czenstochau ist im Laufe der Jahrhunderte nicht geringer, sondern nur noch stärker geworden, obwohl inzwischen manche Ereignisse bewiesen haben, daß das Wunderbild, dieses Symbol des polnischen Nationalismus, nicht gegen alle Feinde Polens seine wunderbaren Kräfte einzusetzen geneigt zu sein scheint. Der russische General Sakin stieß auf keinerlei Schwierigkeiten, als er 1813 nach der Niederlage Napoleons auf dem Leuchtenden Berg seinen Einzug hielt, und auch gegen die Preußen, die sich schon

einige Jahre früher, 1793, auf dem Leuchtenden Berg niederließen, hatte die Czenstochauer Mutter Gottes nichts einzuwenden. Auch gegen Diebe bietet das Wunderbild, dessen Antlitz inzwischen durch den Rauch eines Brandes geschwärzt worden war, keinen wirksamen Schutz, denn es ließ sich die goldene Krone und das Perlenkleid im Jahre 1909 stehlen, mit dem es im Jahre 1717 auf Veranlassung Clemens XI. gekrönt worden war. Als ein Jahr nach diesem Diebstahl Papst Pius X. einen ähnlichen kostbaren Schmuck für das Bildnis stiftete, da strömten nicht weniger als 750000 fromme polnische Katholiken zu der Feier auf dem Leuchtenden Berg zusammen. Für die rechtsoppositionelle nationalistische polnische Jugend hat sich der Leuchtende Berg immer mehr zu einem Wallfahrtsort entwickelt, der große Kundgebungen möglich macht, die sonst ohne den kirchlichen Mantel nicht veranstaltet werden dürfen.

Die wechselvolle Geschichte Czenstochaus hat also dem Ruf des Bildes nicht geschadet. Seit der Krönung desselben durch Papst Pius X. ist jeder polnische Mann und noch mehr jede polnische Frau davon überzeugt, daß jene legendenhafte Maria, die das Bildnis darstellen soll, eigentlich eine Polin gewesen sein muß oder sich doch zumindest vorzugsweise der polnischen Sprache bedient hat . . .

Das Bildnis der Schwarzen Mutter Gottes, der Königin der Krone Polens, ist heute das Symbol für jene eigenartige Verbindung von katholischem Glauben und polnischem Nationalismus, dem jeder nüchterne Wirklichkeitssinn fehlt und an seine Stelle einen fatalistischen Glauben und einen dunklen Mythos setzt. Das Bildnis der Schwarzen Maria befindet sich auf den Fahnen polnischer Regimenter. Sie wird den polnischen Truppen im Kampf vorangetragen. Die Bauernsöhne, die an das Bild und an seine Wunderkraft blindlings glauben, wissen nicht, daß es bei gewissen kriegerischen Gelegenheiten völlig versagt hat. So erweist sich der Glaube an die Schwarze Maria doch wieder als eine große Kraft. Er läßt Mängel und Rückständigkeiten in der Ausbildung und Ausrüstung der Truppen übersehen und erfüllt die Seele zwar mit keinem rettenden, aber doch mit einem wenigstens für den Augenblick trostreichen Illusionismus.

Jedenfalls versteht man den Polen und seinen Nationalismus nicht, wenn man nicht die Bedeutung erkannt hat, die für ihn die katholische Kirche besitzt. Schließlich ist die Schwarze Mutter Gottes in Czenstochau nur ein Symbol für die enge Ehe, für die innige Verquickung zwischen Religion und Patriotismus. Es gibt Dutzende

weiterer wundertätiger Bildnisse und Bilder der Maria, die, wohlverteilt über das ganze Land, eine ständige Verbindung sowohl zwischen Volk und Kirche wie zwischen Glauben und Vaterlandsliebe sicherstellen.

In Podolien gibt es das Städtchen Jaslowiec. Es liegt an der uralten Heerstraße, die schon die Tataren auf ihren Zügen gegen den Westen benutzten. Im Sommer 1939 wurde in dem Nonnenkloster, das in diesem schmutzigen Judenstädtchen liegt, ein Bildnis dazu ausersehen, dort im fernsten Osten Polens, wenige Kilometer von der sowjetrussischen Grenze entfernt, diese Rolle der ständigen Unterhaltung des patriotischen Geistes unter der Bevölkerung zu übernehmen. An einem in der podolischen Tiefebene besonders heißen Julitag wurde die Marienstatue des Klosters im Auftrag des Heiligen Vaters von dem Primas der katholischen Kirche in Polen in Assistenz von einem Dutzend polnischer Bischöfe und Erzbischöfe der römisch-katholischen Kirche und hoher Vertreter der Behörden und der Armee feierlich gekrönt. Dieser kirchlichen Feier gab das in Jaslowiec stationierte Ulanenregiment einen besonderen Charakter. Das ganze Regiment, dessen Offiziere ein kleines Bildnis der Statue als Regimentsabzeichen erhielten, nahm an der gottesdienstlichen Feier teil und gab seiner besonders innigen Beziehung zu dem Standbild durch mehrere Ehrensalsalven Ausdruck. Als der Statue die Krone auf das hölzerne Haupt gelegt wurde, salutierten die Ulanen, und der Regimentskommandeur erstattete dem Primas der katholischen Kirche in Polen Meldung: seine Ulanen geloben, fortan die Statue und das Nonnenkloster allzeit zu beschirmen.

Einige Wochen später wurde eine in der katholischen Kirche zu Swarzewo, hoch oben in Pommerellen an der Putziger Bucht, befindliche Muttergottesfigur zur „Königin des polnischen Meeres“ erhoben, um angesichts des deutsch-polnischen Konfliktes um Danzig für die polnische Meeresküste Propaganda zu machen. Der polnische Automobilklub in Gdingen erklärte die Swarzewoer Kirche zur Kirche des Automobilklubs und die wundertätige Figur zur Patronin der Organisation. Das in Neustadt stationierte Seebataillon brachte das Bildnis der Königin des polnischen Meeres auf seiner Regimentsfahne an. Sämtliche polnische Schulen an der Küste erhielten Bilder der Figur in ihre Schulklassen gehängt. Und schließlich wurden noch auf allen Schiffen der polnischen Handelsflotte Statuetten der Muttergottesfigur aus Swarzewo angebracht. Aber damit nicht genug: als das polnische Volk und der polnische

Staat in den ersten Julitagen 1939 wie alljährlich das „Fest des Meeres“ feierten, da wurde das Swarzewoer Bildnis auf ein polnisches Kriegsschiff getragen, auf das sich auch der höchste kirchliche Würdenträger der katholischen Kirche in Polen begab, um über das polnische Meer zu fahren . . .

Dieser Einsatz des katholischen Glaubens und seiner Symbole für die politischen Ziele des Staates hat in Polen übrigens seine Geschichte. Sie reicht so weit zurück wie die Geschichte des polnischen Staates überhaupt. Schon der erste polnische König Mieszko I., der sein Volk in die Geschichte einführte, benutzte den katholischen Glauben, zu dem er durch die Heirat mit der böhmischen Herzogstochter Dombrowka gelangt war, als politische Waffe. Nachdem er nämlich Kaiser Otto I. den Vasalleneid hatte leisten müssen, versuchte er seine politische Position und seine Selbständigkeit dem deutschen Kaiser gegenüber dadurch aufzuwerten, daß er sein Reich dem Papst vermachte. Als im dreizehnten Jahrhundert der erste große Zug deutscher Einwanderer, von polnischen Magnaten und Grundherren zum Aufbau des Landes herbeigerufen, nach Polen kam, da war es die polnische Geistlichkeit, die in banger Sorge um die Erhaltung ihres alten Einflusses den Deutschenhaß in Polen erfand, um so den starken deutschen Einfluß, der von den Leistungen der deutschen Einwanderer ausging, niederzuringen. Diese polnische katholische Geistlichkeit hatte damals im Mittelalter überhaupt erst den polnischen Nationalgedanken als Idee und Programm zur Förderung ihrer weltlichen Interessen aus der Taufe gehoben. Als sich mit den deutschen Einwanderern deutscher Gottesdienst, deutsche Schulen und deutsche Lieder verbreiteten, wurde 1257 auf der Synode von Lenczyca die Bestimmung getroffen, daß die Pfarrer keine Deutschen mehr als Lehrer in ihre Schulen aufnehmen sollten, falls sie nicht des Polnischen mächtig wären, um den Knaben die Autoren polnisch zu exponieren, und der Bischof von Gnesen erklärte auf der folgenden Synode bereits ausdrücklich, daß dies zwecks Erhaltung und Förderung der polnischen Sprache zu geschehen hat.

Tragische Ironie, daß dann die späteren großen polnischen Kirchenfürsten, wie Nikolaus Schwarz, der erste Primas von Polen, Stanislaus Hosius, der ermländische Bischof und Kardinal, der die katholische Kirche in Polen gegen die mächtige gegenreformatorische Bewegung gerettet hat, und sein Nachfolger, der gelehrte Martin Kromer, die sich alle so viele Verdienste um die polnische National-

idee erwarben und dem deutschen Einfluß entgegentraten, Familien deutscher Einwanderer entstammten.

Wurde noch im vierzehnten Jahrhundert in den Hauptkirchen von Posen und Krakau, Przemysl und Lemberg deutsch gepredigt, bereits hundert Jahre später setzte sich die polnische Predigt in den Gotteshäusern durch. Zwar war noch 1559 Bischof Uchanski, der nachmalige Primas von Polen, im Zuge der Reformation für die Unabhängigkeit Polens und seiner Kirche von Rom eingetreten und hatte dem Papst den Gehorsam verweigert, ja hatten sich seiner Einstellung gegen den Papst später noch viele hohe polnische geistliche Würdenträger angeschlossen, aber das war nur, wie die ganze Reformationsbewegung in Polen, eine Episode. Denn der polnische König blieb weiter bei Rom, und ihm stand der schon erwähnte Hosius zur Seite, der die Jesuiten ins Land holte.

Im Zeichen der religiösen Auseinandersetzung erschienen übrigens (1514) die ersten Werke in polnischer Sprache.

Die Rolle der katholischen Geistlichkeit für die Entwicklung des polnischen Nationalismus und der polnischen Nationalidee hat also eine jahrhundertealte Geschichte. Pilsudski, der Neuschöpfer des polnischen Staates, hatte den Versuch unternommen, den polnischen Nationalismus von der katholischen Kirche zu lösen und ihn auf neue Grundlagen zu stellen. Er und die Männer, die ihm dienten, waren, wenn sie nicht antikirchlich eingestellt waren, so doch freigeistig, teilweise sogar freimaurerisch in ihrer Haltung bestimmt. Marschall Pilsudski selbst entstammt ja, wie übrigens ein großer Teil seiner Mitarbeiter, einer protestantischen Familie. Der Gegensatz zwischen ihm und der Rechtsopposition war gleichzeitig ein Gegensatz zu dem vom Katholizismus her bestimmten Nationalismus. Denn die ganze Rechtsopposition hat den katholischen Glauben zum integralen Bestandteil ihrer Parteiprogramme. Das gilt sowohl für die Nationaldemokraten und ihre Nationale Partei, in der katholische Geistliche immer eine führende Rolle gespielt haben, wie für die Christliche Demokratie, die heute den Namen „Nationale Arbeitspartei“ führt, wie für die nationalradikalen Gruppierungen. Für sie alle ist der nationale Gedanke Polens „auf den Wahrheiten der katholischen Kirche aufgebaut und der religiöse polnische Gedanke ist durchtränkt von dem Geist der Liebe zur Nation. Darum hat das polnische Volk eine gleichzeitig wahre christliche und nationale Zivilisation zu schaffen“ — so heißt es in einem dieser Programme. Als Marschall Pilsudski im Mai 1935 die Augen schloß, wurde er

in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen, um in der Reihe der Nationalhelden der polnischen Geschichte Aufnahme finden zu können. Trotzdem fanden sich zahlreiche katholische kirchliche Würdenträger, unter ihnen der Bischof von Kielce, die in schroffer Ablehnung seines nicht kirchlich gefärbten Nationalismus die Veranstaltung von kirchlichen Feiern verboten und persönlich ihre Beteiligung an solchen Feiern ablehnten. Es bedurfte besonderer Anstrengungen und des Einsatzes allerhöchster katholischer Instanzen, um den Erzbischof von Krakau, Fürst Sapieha, als Verwalter der Kathedrale auf dem Wawel zu dem Einverständnis der Beisetzung des Gründers des modernen polnischen Staates in den Grüften der Kathedrale neben den anderen Helden der polnischen Geschichte zu bewegen. Trotzdem hat derselbe Erzbischof Fürst Sapieha es zwei Jahre später wagen können, gegen den Stachel zu löcken. Er ordnete an, daß die Leiche des Marschalls aus der Kapelle der Kathedrale in den außerhalb der Kathedrale, also des Kirchenbezirks, gelegenen „Turm der Silbernen Glocken“ überführt wird. Zwar wurde der Konflikt, in dessen Verlauf der Papst auf der einen und der polnische Staatspräsident auf der anderen Seite bereits eingegriffen hatten, schließlich beigelegt; aber trotz der Volkstümlichkeit, die Marschall Pilsudski nach seinem Tode in Polen erlangt hatte, ein ganz beträchtlicher Teil des polnischen Volkes, vielleicht sogar der größere, stand in dem Konflikt auf der Seite des Krakauer Erzbischofs.

Der Kampf Marschall Pilsudskis um ein neues Polen, um eine neue Einstellung des polnischen Volkes zu Volk und Staat, der er dutzende Male in leidenschaftlichen Worten Ausdruck gegeben hatte, war zu einem großen Teil ein Kampf gegen die vom Katholizismus her bestimmten polnischen Parteien. Marschall Pilsudski starb, ehe das polnische Volk in dem von ihm geschaffenen Staat zur Nation, zur Volksgemeinschaft, geführt worden war. Die Epigonen, die sein Erbe antraten, vermochten nicht, den Kampf weiterzuführen. Sie mußten dem katholischen Einfluß auf die Nation wieder Tor und Tür öffnen, um nicht jede Volkstümlichkeit zu verlieren. Oberst Koc, der im Auftrag Marschall Rydz Smiglys in seinem Lager der Nationalen Einigung den Versuch unternahm, die Nation zu konsolidieren, räumte der katholischen Kirche in seiner Ideellen Politischen Erklärung wieder einen maßgeblichen Platz ein: „Die polnische Nation hat sich geistig auf der Schwelle ihrer zivilisatorischen Entwicklung mit der katholischen Kirche verbunden und ihre Zu-

gehörigkeit zu ihr mehr als einmal durch das Heldentum vergossenen Blutes unter Beweis gestellt. Die polnische Nation, die in ihrer überwältigenden Mehrheit katholisch ist, ist mit ihrer Kirche verknüpft, deshalb soll die katholische Kirche mit der ihr gebührenden Fürsorge umgeben werden.“

Die Erben Marschall Pilsudskis hatten nicht den Mut und die Kraft, den von dem großen Führer der Nation gewiesenen Weg weiterzugehen. Das polnische Volk ist heute weiter als zu Lebzeiten Marschall Pilsudskis davon entfernt, ein politisches zu sein. Wer fragt, wie das polnische Volk politisch ist, dem ist zu antworten es ist nicht politisch, sondern katholisch.

5. Überall im Hintergrund die Juden

Am Vormittag eines schönen Sommersonntags des Jahres 1938 hielt der Vorkämpfer für die antisemitische Bewegung in Polen, der Rektor der katholischen Sankt-Jacek-Gemeinde in Warschau, Prälat Dr. Trzeciak, ein Mann mit den höchsten Verdiensten um die Entstehung der polnischen Armee, in dem Städtchen Rzeszyca einen Vortrag über die Maßnahmen, die zur Entjudung des Handels in Polen ergriffen werden müssen. Am gleichen Vormittag wetterte der Pfarrer der katholischen Gemeinde am gleichen Ort gegen die antisemitischen Umtriebe, die das Evangelium verhöhnen. Es dauerte nicht lange, und der Antisemit Trzeciak verlor seine Warschauer Pfarrgemeinde und gleichzeitig damit das mit diesem Posten verbundene Amt des Erziehers des jungen Pfarrernachwuchses. Zu seinem Nachfolger wurde der junge, eifernde, aber unerfahrene Geistliche aus dem Städtchen Rzeszyca bestellt. Er wurde es nicht dank seinen geistigen oder seelsorgerischen Fähigkeiten, sondern dank der Tatsache seiner hundertprozentigen jüdischen Abstammung. Der Gegenspieler des antisemitischen Prälaten Trzeciak, Probst Puder, hatte sich erst als erwachsener Mensch taufen lassen, um sich dem Beruf eines katholischen Geistlichen zuwenden zu können.

Der für die Verhältnisse in Polen so kennzeichnende Vorgang wäre vielleicht von der breiten Öffentlichkeit nicht beachtet worden, wenn nicht eines Tages ein aufrechter polnischer Mann den Juden im katholischen Priesterrock wegen seines unverschämten Verhaltens vor dem Altar, vor allem wegen seiner unablässigen Ausfälle gegen die antisemitische Bewegung, kurzerhand gehohlet hätte. Nun erhoben sich zum Schutze des gemäßregelten Juden nicht nur orthodoxe Katholiken, um mit empörten Worten die Zurechtweisung des geweihten Priesters in der Kirche zu verurteilen, auch sämtliche Juden- und Marxistenblätter Warschaus — und deren gibt es eine ganze Menge — erhoben sich wie ein Mann, um nachträglich die einige Wochen vorher erfolgte Abberufung des bewährten polnischen Patrioten von der Leitung der wichtigen Gemeinde und die Berufung des Juden Puder auf diesen Posten als weise und richtige Tat in den höchsten Tönen zu loben. Selbst die Katholische Presseagentur, das

Organ der katholischen Kirche in Polen, trat für den Juden auf den Plan.

Noch niemals vorher hatte es in Polen ein Ereignis gegeben, das die Reichweite der jüdischen Einflüsse und der jüdischen Interessen in so eindringlicher Form unter Beweis gestellt hat. In diesem Zusammenhang ist erklärend darauf hinzuweisen, daß eine der maßgeblichsten Persönlichkeiten der Katholischen Aktion in Polen, der Geistliche Lewandowicz, ebenfalls jüdischer Abstammung ist. An der Spitze der Katholischen Presseagentur steht der katholische Pfarrer Kaczynski, von dem man sich in Warschauer nationalen Kreisen zuflüstert, daß er einer Frankistenfamilie entstammt.

Wer sind die Frankisten?

Frank Dobrucki, dessen eigentlicher Name Jakob Lajbowicz lautet, war ein waschechter polnischer Jude. Er lebte und wirkte um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. In seiner Zeit war er so etwas wie ein Führer der polnischen Juden, der in sich die Berufung zum jüdischen Messias fühlte. Gleichzeitig war er Freimaurer, und vermutlich stand er auch als Spion in russischen Diensten. Frank Dobrucki war der geistige Vater und Gründer einer Sekte von Juden, die aus reinen Nützlichkeitsbetrachtungen das Christentum übernahmen. Die Familien, die sich mit ihm taufen ließen, gingen als Frankisten in die polnische Geschichte und — in die polnische Gesellschaft ein. Von Dobrucki stammt das aufschlußreiche Wort, das die beste Auskunft über seine „Ideale“ gibt: „Die Juden können es in Palästina nicht besser gehabt haben, als es ihre Nachfahren in Polen haben. Nicht nur, weil die Menschen in Polen so eingestellt sind, sondern auch angesichts der unerhörten Freiheiten und Freuden, die sich dem jüdischen Volk in Polen darbieten. Ich würde dieses Land eher ein jüdisches als ein polnisches nennen und die Erde nicht polnisch, sondern jüdisch, denn diese Millionen von polnischen Bürgern und Bauern leben ausschließlich der Juden wegen, für die sie im Schweiß ihrer Stirn arbeiten. Gott selber muß Polen nach Palästina zum neuen Gelobten Land und Krakau zum neuen Jerusalem bestimmt haben. Das polnische Volk ist gut und dumm, und das brauchen wir gerade.“

Wie sehr dieses vor fast zweihundert Jahren gesprochene Wort noch heute, ja heute mehr denn je, gilt, darauf ist schon bei anderen Gelegenheiten hingewiesen worden. An einigen Beispielen sei aber gezeigt, wie stark die Juden im heutigen Polen weitgehenden Einfluß auf das öffentliche Leben ausüben.

Zunächst einmal: Wieviel Juden gibt es eigentlich in Polen? Die polnische Statistik ist auch in diesem Fall befangen, eine möglichst kleine Zahl zu nennen. Sie behauptet frech und gottesfürchtig, daß es in Polen „nur“ 2,7 Millionen gibt. Wie unsinnig diese Ziffer ist, zeigt dieselbe polnische Statistik, wenn sie als Ziffer der zur mosaischen Konfession gehörenden Personen 3,1 Millionen nennt. Das wären 9,8 v. H. der Gesamtbevölkerung des Landes. 3,1 Millionen Juden lebten aber bereits in der Vorkriegszeit auf dem Gebiet der heutigen Republik Polen. Damals waren das rund 12 v. H. der Bevölkerung. Dieser Vorkriegsanteil ist aber seitdem nicht zurückgegangen, sondern gestiegen. Im Jahre 1928 hat der damalige Innenminister Skladkowski festgestellt, daß in den Nachkriegsjahren rund 600000 Juden aus Rußland nach Polen gelangt sind, um sich hier niederzulassen, „wenn auch ihre Papiere nicht immer in Ordnung waren“. Nach jüdischen Quellen, es sei nur auf das in polnischer Sprache geschriebene Judenblatt „Nasz Przegłond“ verwiesen, betrug die Zahl der in Polen lebenden Juden im Jahre 1935 4,6 Millionen. Nach Schätzungen polnischer Sachkenner, wie des Hauptschriftleiters Juljan Babinski vom „Merkuryusz Polski“, ist die Zahl der Rassejuden noch erheblich größer und mit mindestens 6 Millionen anzusetzen. Hierbei ist darauf hinzuweisen, daß nach polnischen Schätzungen seit der Errichtung des polnischen Staates sich wenigstens rund 700000 Juden der Taufe unterzogen haben. Die Ziffer von 4,6 Millionen Juden, die „Nasz Przegłond“ anführt, ist sicher eher zu niedrig als zu hoch, besonders wenn man das durch die Frankistenfamilien ins polnische Volk eingedrungene jüdische Blut berücksichtigt. Es ist nämlich nahezu unmöglich, heute genau festzustellen, welche polnischen Familien von den Frankisten herkommen. Die Frankisten hatten nach der Taufe sofort ihre jüdischen Namen abgelegt und wohlklingende polnische angenommen. Sie legten dabei größten Wert auf die Endung „ski“, die bekanntlich das Kennzeichen der polnischen Schlachzizenfamilien ist. Der Jude Mieses nennt in seinem Buch „Christliche Polen jüdischer Abstammung“ — es ist in polnischer Sprache geschrieben — folgende Namen: Adamowski, Brzezinski, Brzozowski, Dombrowski, Dembowski, Dobrzanski, Gorski, Kozlowski, Krzyzanowski, Lanckoronski, Labendzki, Majewski, Matuszewski, Niedzielski, Nowicki, Pawlowski, Piasecki, Rudnicki, Sobolewski, Wolowski und Zwanicki. Mieses gelangt in seinen Untersuchungen zu der Feststellung, daß es zur Zeit der polnischen Teilungen, also gegen Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, in Polen rund 24000 Frankisten gab, deren Ziffer sich bis

zum heutigen Tag wenigstens verfünffacht haben dürfte. Von den Frankisten stammt nach Mieses „eine Million christlicher Bevölkerung in Polen ab, einer ausschließlich bürgerlichen Bevölkerung, oder auch Schlachzizen, die mit den Frankisten blutsverwandt sind“. Macht Mieses bereits im ersten Band interessante Angaben über frankistische Familien, im zweiten Band waren die Namen höchst maßgeblicher polnischer Persönlichkeiten genannt. Er durfte aus diesem Grunde nicht erscheinen. Würde man aber in Polen mit aller Strenge zur Feststellung des jüdischen Blutes die Grundsätze der Nürnberger Gesetze zum Maßstab nehmen, dann würde man sicher mühelos die von dem polnischen Antisemiten Babinski genannte Ziffer von 6 Millionen Juden erreichen.

Dieser weit- und tiefreichende Einfluß der Juden liefert einen der Hauptschlüssel zum Verständnis der polnischen Politik, vor allem aber zum Verständnis der Haltung der polnischen Presse dem nationalsozialistischen Deutschland gegenüber. Das jüdische Blut und der jüdische Einfluß erklären mühelos die lebhaften Sympathien, die polnischerseits England gegenüber an den Tag gelegt werden.

Wer vertritt die polnische Presse in der englischen Hauptstadt? Das maßgebliche Blatt der polnischen Regierung — „Gazeta Polska“ — hat in London Herrn Sokolow, den Sohn des berüchtigten Zionistenführers, zum alleinigen Vertreter. Der Korrespondent der amtlichen Polnischen Telegrafagentur ist der Jude Litauer, und die ebenfalls amtlichen Stellen nahestehende Agentur ATE läßt sich aus London von dem Volljuden Bauer-Czernomski berichten. Bauer-Czernomski ist gleichzeitig der Vertreter des größten bürgerlichen Blattes in Polen — „Kurjer Warszawski“.

Umgekehrt wird ein ganz großer Teil der englischen Presse von Warschau aus von polnischen Juden bedient. Für „News Chronicle“, „Manchester Guardian“ und „Financial News“ berichtet aus Warschau der Jud Joel Cang; für „Daily Express“ Natan Gurdus; für „Daily Herald“ Jerzy Szapiro. Im Konzern der sogenannten roten Presse, der die Regierungsblätter „Express Poranny“, „Dobry Wieczor“, „Dzien Dobry“ und „Przeglond Sportowy“ herausgibt, arbeiten als Schriftleiter Juden wie Marschak Leopold, Goldner-Drobniewski, Swiezawski, Kamil Norden, Bau, Josek Steinert, Bergmann, Bejlin, Rosenholz, Rurubach, Sokolow, Lipszyc, Kornkowskowi, Siereszewski, Chwat, Süßermann, Chajm Glowiczower, Aleksandrowicz und Mosin.

Das meistgelesene und am stärksten verbreitete Blatt, das in der Hetze gegen Deutschland führend ist, der „Illustrierte Krakauer

Kurier“, hat nicht weniger als siebenzig Juden zu Mitarbeitern. Der in Bromberg erscheinende „Szabeskurier“, der die jüdischen Einflüsse in Polen bloßzulegen versucht, hatte im Juni 1939 diese Behauptung aufgestellt. Nur sieben von den siebenzig Genannten hatten eine Beleidigungsklage gegen das Bromberger Blatt eingereicht. Die Kläger legten Wert darauf, daß der Prozeß unter Ausschluß der Öffentlichkeit geführt wird. Das Gericht sprach aber den angeklagten verantwortlichen Schriftleiter frei und ließ die sieben frechen Juden, die die Beleidigungsklage erhoben haben, die Gerichts- und Rechtsanwaltskosten tragen. Selbst in die Schriftleitung des konservativen „Czas“ reicht der jüdische Einfluß hinein. Hier und ebenso im schwerindustriellen „Kurjer Polski“ sind mehr als die Hälfte der Schriftleitungsmitglieder Juden. Eine hervorragende Rolle in der Deutschenhetze spielt auch „Kurjer Warszawski“. Sein Hauptschriftleiter Stronski, nebenbei Professor an der katholischen Universität in Lublin, ist jüdischer Abstammung. Eine wichtige Rolle in der polnischen Presse spielt die dem Lager der Nationalen Einigung nahestehende und von verschiedenen Regierungsstellen unterstützte Agentur „Iskra“. Ihr Hauptschriftleiter ist Mieczyslaus Sciezynski, ein Volljude, dessen eigentlicher Name Stieglitz lautet. Er steht außerdem an der Spitze des gesamt-polnischen Journalistenverbandes. Große Rollen in der „Iskra“-Agentur als journalistische Kanonen spielen der Jude Bestermann, der auch für „United Press“ arbeitet, und der Jude Merwin. Vollkommen von Juden beherrscht sind auch die polnischen Blätter „Robotnik“, „Dziennik Ludowy“, „Ostatnie Wiadomosci“ und „5-ta Rano“. Die führende literarische Wochenschrift der polnischen Hauptstadt — „Wiadomosci Literackie“, zu deutsch „Literarische Mitteilungen“ — wird von den beiden Volljuden Slonimski und Grydzewski herausgegeben. Überprüft man das Verzeichnis der Mitglieder des polnischen (wohl-gemerkt des polnischen und nicht des jüdischen) Pressesyndikats, so stößt man auf rund siebenzig Namen, die Juden gehören.

Ohne Übertreibung kann man also feststellen, daß der größte Teil der sogenannten polnischen Presse ein Instrument in der Hand der Juden ist.

Noch umfassender wird das polnische Kulturleben von Juden beherrscht. Sehen wir uns die Warschauer Theater an. Direktor des sogenannten Sommertheaters ist der Jude Szacki-Szatter. Im Nationalen Theater betätigt sich der Jude Pomper-Pomirowski (als literarischer Leiter), und die Juden und Jüdinnen Stanislawski, Broniszowna, Kersen, Tichowna und Lipinski spielen maßgebliche Rollen

im übertragenen und wörtlichen Sinne. Im Teatr Polski stoßen wir auf die Juden männlichen und weiblichen Geschlechts: Wengierko, Billauer-Borowski, Lesmianowna und Szyfmanowna. Der Leiter der Verwaltung der städtischen Theater in Warschau ist der Jude Karasinski. Pinkus und Szyfmann stehen ihm zur Seite. Von den „polnischen“ Bühnenautoren, Regisseuren und Dekorateurs sind 35 v. H. Volljuden.

Hoffnungslos verjudet ist der sogenannte polnische Film. Selbst der Oberste Rat der Filmindustrie in Polen wird von Juden beherrscht. Sein Vorsitzender ist der Jude Ordynski-Blumenfeld, der stellvertretende Vorsitzende ist der Jude Gleisner und Sekretär der Jude Krawitsch. Im polnischen Verband der Filmindustriellen ist Gleisner Vorsitzender; 85 v. H. aller Mitglieder des Vorstandes sind Juden. Den Verband der polnischen Kinotheater-Besitzer leitet der Jude Czarnecki. Die Juden Finkelstein, Dein und Czenstochowski stehen ihm zur Seite. Die Regisseure, Dekorateurs und Operateure der polnischen Filmindustrie sind ohne Ausnahme Juden. Von den zwölf Uraufführungs-Lichtspielhäusern in Warschau ist nur eins nichtjüdisch.

Die Autoren der sogenannten polnischen Tanzmusik sind die Juden Gold, Kataschek, Petersburski, Gorzynski, Gordon, Hemar, Wlast, Kagan, Skrzykowski, Szer-Szen und Orlinski. Das Orchester des polnischen Rundfunks steht unter der Direktion des Juden Grünberg, und der Dirigent der Warschauer Philharmonie ist Herr Fitelberg.

Seiten und Seiten könnte man mit den Namen von Juden füllen, die den Einfluß der Juden auf allen Gebieten des polnischen Kulturlebens sicherstellen. Er ist überall da vorhanden, wo wichtige Interessen wahrzunehmen oder viel Geld zu verdienen ist. Von den 3492 Zahnärzten in Polen sind 2077 Juden. 4073 von insgesamt 11 846 Ärzten in Polen sind Juden und von den 7800 Rechtsanwälten 4200. In der Lemberger Advokatenkammer beträgt der jüdische Einfluß 85, in der Krakauer 90 v. H.

Und wie steht es mit der polnischen Industrie und dem polnischen Handel? Die polnische Naphthaindustrie ist zum größten Teil in jüdischer Hand. Die Statistik (wir folgen hier den Untersuchungsergebnissen des polnischen Prälaten Trzeciak) lehrt, daß 80 v. H. aller Industrieunternehmungen Juden gehören, daß der Handel in Polen zu 85 v. H., die Banken zu 90 v. H. und der Grundbesitz in den Städten zu drei Vierteln in jüdischer Hand sind.

Selbst das Handwerk ist, wenigstens in den mittel- und ostpolnischen Gebieten, eine vorzugsweise jüdische Angelegenheit.

7100 Handwerksbetriebe, die laut polnischer Statistik „Christen“, also nicht unbedingt nur Ariern, gehören, stehen 9386 rein jüdische Unternehmungen dieser Art gegenüber. Zur Handwerkskammer in Luck gehören 8884 christliche und 13262 jüdische Mitglieder. In der Handwerkskammer in Brest stehen 7005 Juden 2975 Christen, in Bialystok 7511 Juden gar nur 1771 Christen gegenüber.

Selbst in Gdingen, das mit einem Riesenaufwand von Kapital erbaut wurde und das Danzigs Handel bekämpfen soll, haben die Juden rechtzeitig ihre Finger in alle lebenswichtigen Handelsbetriebe gelegt und sich so den entscheidenden Einfluß in dieser polnischen (zur Niederzwingung und Niederhaltung Danzigs gegründeten) Hafenstadt gesichert. Die Reismühlen gehören den Warschauer Juden Gebrüder Masur. Die Ölmühle ist zu 100 v. H. von jüdischem Kapital abhängig. Der über Gdingen laufende Getreideexport liegt ausnahmslos in jüdischer Hand, desgleichen der Import und Export der Bacon-Waren, der Butter und der Eier, bis auf einzelne verschwindende Ausnahmen. Der Südfruchthandel, der über Gdingen läuft, und der Kolonialwarenimport befinden sich wieder restlos in jüdischer Hand. Selbst an der Spitze der Gdingener Werft, die Polens Handelsflotte und Kriegsmarine mit neuen Schiffseinheiten versorgen soll, steht als Generaldirektor ein aus Lemberg gebürtiger, allerdings „getäufte“ Jud. Selbst die Tatsache, daß der Direktor der staatlichen Landeswirtschaftsbank, Minkowski, ein Jude ist, findet in Polen keinen Anstoß. Wie sollte das auch der Fall sein, wenn Polens Vizeministerpräsident und Finanzminister Kwiatkowski, wie in Warschauer nationalpolnischen Kreisen behauptet wird, einer Frankistenfamilie entstammt. Vor der Taufe dürfte die Familie den Namen Blumenfeld getragen haben.

Man suche in Polen ein Lebensgebiet wirtschaftlicher, kultureller oder sonstiger Art, in dem die Juden nicht einen erheblichen Einfluß ausüben! Blicken wir zum Beispiel noch auf das staatliche Schulwesen. An den polnischen öffentlichen und staatlichen Schulen unterrichten nicht weniger als 2843 ungetaufte Juden. Hiervon 1617 an Volksschulen, 125 an Mittelschulen und 19 an Hochschulen. So haben die Juden dafür gesorgt, daß selbst die aufwachsende polnische Jugend zu einer den jüdischen Wünschen und Bedürfnissen entsprechenden Geisteshaltung erzogen wird.

★

Hundert Kilometer wechsellaufwärts von Warschau, romantisch in den Hügeln des rechten Weichselufers eingebettet, liegt die Stadt

Kazimierz. Alte Getreidespeicher am Weichselufer, mittelalterliche Kirchenbauten, ein mit einer prächtigen Fassade geschmücktes Rathaus und einige Dutzend Patrizierhäuser zeugen von der Bedeutung, die diese Weichselstadt in früheren Jahrhunderten besaß. König Kazimir, der im vierzehnten Jahrhundert gelebt hat und dem die Polen den Beinamen des Großen gaben, hatte die Bedeutung des Platzes erkannt, auf dem er die Stadt erbaute. Mit Kaufleuten, die er aus Deutschland und Holland heranzog, bekam die neugegründete Stadt bald die Bedeutung eines wichtigen Umschlagplatzes besonders für das aus der Ukraine und Wolhynien kommende Getreide. Kein Wunder, wenn die Bewohner Kazimirs noch heute einen besonderen Kult mit dem Gründer ihrer Stadt treiben, auch wenn sie ihre alte Bedeutung als Warenumschlagplatz an der Weichsel längst verloren hat und auch nie wieder zurückerhalten wird, es sei denn, daß der Hauptstrom Polens noch einmal irgendeine Bedeutung als Wasserstraße erhält, die er heute nicht besitzt und auch nicht besitzen kann, weil der einen halben Kilometer breite Strom infolge der groben Vernachlässigung durch die polnische Regierung keine zuverlässige Fahrinne besitzt. Mehr noch als die Kazimierer Polen verehren aber die Juden den polnischen König gleichen Namens. In einem idyllisch gelegenen Tal, wenige Kilometer unterhalb der Stadt, erhebt sich ein prächtiges Schloß. Es ist von Kazimir für die Esther, die Esterka, wie man in Polen sagt, die jüdische Freundin des polnischen Königs, gebaut und ihr von diesem zum Geschenk gemacht worden. Die Esterka hat einen so großen Einfluß auf ihren König ausgeübt, daß er besondere Privilegien für die Juden bewilligte, woraufhin sich ein Riesenstrom jüdischer Einwanderer in die polnischen Städte ergoß. Die Esterka hat ihrem König eine Reihe von männlichen Nachkommen geschenkt. Sie wurden alle in den Grafenstand erhoben und mit ausgedehnten Besitzungen belehnt.

Die Juden in Polen meinen, daß sie ihr Paradies, das sie seit Jahrhunderten in Polen besitzen, dem schönen Apfel zu verdanken haben, den die kokette Esther König Kazimir zum Essen gereicht hat.

Seitdem haben die Juden in Polen ihre privilegierte Sonderstellung. Seitdem erfreuen sie sich, um mit Frank Dobrucki, dem Vater der Frankisten, zu reden, in Polen unerhörter Freiheiten und Freuden, seitdem ist dieses Land richtiger ein jüdisches als ein polnisches zu nennen, denn „die Millionen von polnischen Bürgern und Bauern leben ausschließlich der Juden wegen, für die sie im Schweiß ihrer Stirn arbeiten“.

In dem sogenannten Minderheitenvertrag, den die Feinde Deutschlands mit Polen nach dem Kriege abschlossen und der das Datum des 28. Juli 1919 trägt, ist die Sonderstellung, die die Juden in Polen genießen, sogar in einigen Sonderartikeln völkerrechtlich zum Ausdruck gebracht worden, insofern nämlich, als Polen noch einmal in den Artikeln 10 und 11 ausdrücklich verpflichtet wird, für den Unterhalt jüdischer Schulen, dem verhältnismäßigen Anteil der jüdischen Bevölkerung entsprechend, Sorge zu tragen und den Sabbat der Juden in jeder Weise zu respektieren. Die jüdischen Väter dieses Vertrages kannten ihre Rassegenossen in Polen schlecht. Denn es bedurfte nicht besonderer völkerrechtlich fundierter Verpflichtungen Polens zur Sicherung des jüdischen Einflusses. Der jüdische Einfluß ist im Laufe der Jahrhunderte seit Kazimir dem Großen auf so vielfältigen Wegen wirtschaftlich, kulturell, moralisch und vor allem auch rein blutsmäßig in den polnischen Volkskörper eingedrungen, daß schon ein genialer polnischer Volksführer geboren werden müßte, um ihn auch nur erschüttern zu können. Wenigstens jeder sechste Bewohner der polnischen Republik ist blutsmäßig ein Jude. Ihrem materiellen, kulturellen und moralischen Einfluß nach sind die Juden aber die Herren des Landes. Wehe den antisemitischen polnischen Studenten, die sich in jugendlicher Unerfahrenheit erkönnen, den in den polnischen Universitäten und Hochschulen allzu unverschämt und anmaßend auftretenden Juden zurechtweisend auf die Finger zu schlagen! Die Mitglieder der polnischen Regierung erheben sich wie ein Mann, um ein solches Verhalten der polnischen Jugend mit schärfsten Worten zu geißeln. Gegen die jungen polnischen Empörer, gegen die jahrhundertalte Tradition der Anerkennung jüdischer Privilegien werden polnische Polizisten eingesetzt, die in den letzten Jahren in Dutzenden von Fällen von ihrem Gummiknüppel polnischen Studenten gegenüber ausgiebigsten und gründlichsten Gebrauch gemacht haben.

Das Schulwesen der Weißrussen ist völlig zerschlagen worden, die Schulen der Ukrainer und der Deutschen werden aufgelöst und die Kinder, die sie besuchten, gezwungen, in polnischen Lehranstalten zu verdummen. Noch niemals aber hatte eine jüdische Zeitung einen Anlaß, sich über eine Maßnahme dem jüdischen Schulwesen gegenüber zu beklagen. Die wirtschaftlichen, kulturellen und sportlichen Einrichtungen aller nichtpolnischen Volksgruppen in Polen werden beschlagnahmt, geschlossen und fortlaufend schikaniert. Die jüdischen Einrichtungen dieser Art erfreuen sich des besonderen Wohlwollens der polnischen Behörden. Ja

mehr als das: die Juden können nicht nur auf allen Gebieten ihren jüdischen Besitzstand erfolgreich halten und ausbauen, sie dürfen sogar in die staatlichen und nationalen Einrichtungen der Polen eindringen und sich dort breitmachen und zur Geltung bringen.

Der Kommunismus wird in Polen offiziell verfolgt. Es gibt keine kommunistische Partei, die offen arbeiten und wirken dürfte. Nur die Juden haben hier eine Ausnahmegenehmigung. Der „Allgemein-jüdische Arbeiterverband Bund“ ist die mächtigste jüdische Organisation, die es in Polen überhaupt gibt. Als im polnisch-bolschewistischen Krieg 1919/1920 die roten Truppen Ostpolen und den größten Teil Mittelpolens besetzt hatten, da schlossen sich die Mitglieder des „Bund“ zu besonderen militärischen Formationen zusammen, um sich am Kampf gegen die von Marschall Pilsudski geführten polnischen Truppen zu beteiligen. Der Bund ist die einzige kommunistische Organisation, die von den polnischen Behörden genehmigt ist, geduldet wird und sich offen betätigen darf.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Juden in den illegalen kommunistischen Organisationen, deren es in Polen eine ganze Reihe gibt, keine Rolle spielen. Im Gegenteil: der Kommunismus in Polen ist eine nahezu rein jüdische Angelegenheit. Zahlen liefern den Beweis. Im Jahre 1935 wurden allein in der polnischen Hauptstadt 4000 Personen wegen kommunistischer Betätigung verhaftet. Von ihnen waren 3600 Juden, das sind 90 v. H. Die Warschauer Ortsgruppe der illegalen Kommunistischen Partei Polens bestand am 1. Januar 1937 zu 70 v. H. aus Juden und zu 30 v. H. aus Polen. Der illegale Verband der kommunistischen Jugend hat zu 85 v. H. Juden und nur zu 15 v. H. Polen als Mitglieder. Vom Warschauer Appellationsgericht wurden im Jahre 1937 wegen kommunistischer Umtriebe verurteilt:

im Januar	87,5 v. H. Juden, 12,5 v. H. Polen
im Februar	77,0 v. H. Juden, 23,0 v. H. Polen
im März	87,5 v. H. Juden, 12,5 v. H. Polen
im April	91,5 v. H. Juden, 8,5 v. H. Polen
im Mai	95,0 v. H. Juden, 5,0 v. H. Polen
im Juni	87,0 v. H. Juden, 13,0 v. H. Polen
im Juli	90,0 v. H. Juden, 10,0 v. H. Polen
im August	100,0 v. H. Juden, 0,0 v. H. Polen
im September	96,0 v. H. Juden, 4,0 v. H. Polen
im Oktober	95,0 v. H. Juden, 5,0 v. H. Polen
im November	60,0 v. H. Juden, 40,0 v. H. Polen
im Dezember	90,0 v. H. Juden, 10,0 v. H. Polen

Die Ziffern geben ein klares Bild. Die kommunistische Gefahr für Polen ist eine jüdische Gefahr. Niemals wurde ein Deutscher in Polen, also ein Mitglied der deutschen Volksgruppe, wegen kommunistischer Umtriebe verurteilt. Und trotzdem wird das Deutschtum verfolgt und das Judentum gefördert.

Und der Antisemitismus in Polen? Gewiß gibt es auch einen solchen. Er wird aber genau so verfolgt und genau so wenig geduldet, wie das Judentum gefördert und unterstützt wird. Auf die Juden, die auf dem Geldsack sitzen, ist man angewiesen, mit ihnen muß man rechnen. Die internationale jüdische Finanz könnte ja Polen jeden Kredit entziehen und den Staat in ernste Schwierigkeiten stürzen. Was hätte zum Beispiel die im April 1939 aufgelegte Rüstungsanleihe, der man den Namen Luftschutzanleihe gegeben hat, erbracht, wenn sich die Juden in Polen nicht an ihr beteiligt hätten? Das an sich kümmerliche Ergebnis von rund 400 Millionen Zloty, das erzielt worden ist, wäre höchstwahrscheinlich noch nicht zur Hälfte eingebracht worden. Und hätte etwa England dann, wenn man die Juden in Polen schlecht behandeln würde, noch die geringste Neigung, dem polnischen Staat mit der so dringend herbeigesehnten Rüstungsanleihe unter die Arme zu greifen, um den gebrechlichen Wirtschaftskörper zu stützen?

Nein, in Polen liebt man es, den Weg des geringsten Widerstandes zu gehen. Prinzipiellen Regelungen ist man durchaus abgeneigt. Die antisemitische Presse, die die Polen in bescheidenem Umfang haben, wird durch fortwährende Beschlagnahmen an ihrer Entfaltung gehindert, und diejenigen politischen Parteien, in deren Programm die Forderung der Einengung des jüdischen Einflusses in Polen erhoben wird, üben auch nicht den geringsten Einfluß auf den Staat aus. Durch ein besonders raffiniert ausgeklügeltes Wahlsystem ist dafür Sorge getragen worden, daß nicht ein einziger Vertreter der antisemitischen Nationalen Partei oder der nationalradikalen Judengegner auch nur in das Parlament gelangt.

Aber das eigentlich polnische Volk ist antisemitisch. Wie könnte es auch anders sein. Wie könnte der polnische Bauer, der vom Juden wirtschaftlich ausgesogen wird, wie könnte der polnische Handwerker oder Kaufmann, der sein Unternehmen mit Hilfe des von einer jüdischen Bank erhaltenen Kredits aufgebaut hat und nun auf Gedeih und Verderb vom Juden abhängig ist — wie könnten sie den Juden lieben? So wenig sie es nach außen zeigen dürfen, um den jüdischen Geldgeber, von dem sie abhängig sind, nicht

zu verärgern, so entschieden stehen sie in ihrem Innern auf seiten der polnischen Antisemiten.

Im Februar 1937 erkannte die polnische Regierung wieder einmal, wie nahezu ausnahmslos selbst die polnische Bevölkerung des Landes in Opposition zu ihr steht. Im Auftrag Marschall Rydz-Smigly's verkündete damals der Oberst Koc seine „Ideelle politische Erklärung“, die das geistige Fundament und Programm für das gleichzeitig ins Leben gerufene Lager der Nationalen Einigung darstellt. Oberst Koc sagte sich, wenn meine Organisation populär werden soll, muß sie irgendwie einen antisemitischen Anstrich bekommen. Man kann es nicht vermeiden, zur jüdischen Frage, die vor allem die polnische Jugend so stark bewegt, Stellung zu nehmen. Anderseits muß der jüdische Einfluß und die Tatsache berücksichtigt werden, daß das herrschende System ohne das Wohlwollen der Juden zusammenbrechen müßte. Im Mai 1936 hatte Marschall Rydz-Smigly dem Obersten Koc den Auftrag zur Anfertigung des Programms für die neu zu schaffende Regierungsorganisation gegeben. Acht Monate hat Oberst Koc gebraucht, ehe er eine Formel fand, die antisemitisch klingt und doch keinen Anstoß bei den Juden nehmen würde. Er erklärte, zu hoch „das Niveau und den Inhalt unseres kulturellen Lebens wie auch die Ordnung und Ruhe, ohne die kein Staat existieren kann, zu schätzen — als daß wir Akte des Eigenwillens und der Brutalität antisemitischer Maßnahmen, die zu der Würde und dem Ansehen einer großen Nation im Widerspruch stehen, gutheißen könnten. Aber der Instinkt eines kulturellen Selbstschutzes sei gleichwohl verständlich, und das Bestreben des polnischen Volkes nach einer wirtschaftlichen Selbständigkeit sei natürlich.“

Kann ein „antisemitisches“ Programm noch pflaumenweicher und noch bescheidener sein? Lediglich der Instinkt zu einem kulturellen Selbstschutz und das Bestreben nach einer wirtschaftlichen Selbständigkeit wird verständlich und natürlich gefunden, aber nicht einmal gut oder gar notwendig geheiß. Im weiteren Verlauf seiner wenig glorreichen Entwicklung hat das Lager der „Nationalen Einigung“, das ist der Name der mühsam aus der Taufe gehobenen Regierungsorganisation, sich ganz auf der Linie dieser Ideellen Erklärung bewegt. Wenn einzelne Presseorgane oder gar Ortsgruppen zum Beispiel in dem antisemitisch eingestellten Posener Gebiet neugierige Fragen nach der Einstellung des Lagers zum Antisemitismus stellten, und wenn das Drängen des Volkes in dieser Richtung sich gar zu lästig bemerkbar machte, dann drech-

selte man ein paar verlegene Phrasen, die zu nichts verpflichten, änderte aber an seiner judenfreundlichen inneren Einstellung nicht das geringste. Der Rassegrundsatz wird vom Lager der Nationalen Einigung ausdrücklich verworfen und denjenigen Juden ein besonderer Freibrief ausgestellt, die sich irgendwie um den polnischen Staat verdient gemacht haben. Das ist die richtige Gummiformulierung, die man je nach Bedarf erweitern kann.

Mit Recht werfen die wirklich antisemitisch eingestellten Oppositionsgruppen dem Lager vor, daß sein Antisemitismus nur ein Schein-Antisemitismus ist, ohne daß es mit der Verwirklichung irgendwelcher antisemitischer Grundsätze auch nur im entferntesten ernst genommen wird. Sie können sich dabei auf das polnische Parlament berufen, in dem das „Lager“ über eine achtzigprozentige Mehrheit verfügt, nicht nur nichts zur praktischen Verwirklichung der Einengung des jüdischen Einflusses getan hat, sondern daß die „Lager“-Abgeordneten sogar dafür gesorgt haben, daß einzelne bescheidene gegen den jüdischen Einfluß gerichtete Vorstöße, die von anderer Seite erfolgt waren, abgewiesen wurden.

Im Jahre 1937 hatte die Abgeordnete Frau Prystor im Parlament die Abschaffung des jüdischen, in ganz Polen bestehenden Privilegs der Schächtung verlangt. Zwei Jahre später hat der Marschall des Senats, Miedzinski, der im Lager der Nationalen Einigung eine führende Rolle spielt, dafür gesorgt, daß die Durchführung des vor seiner Zeit bereits angenommenen Gesetzes, das die Schächtung in Polen verbietet, bis auf das Jahr 1943 verschoben wurde.

Anläßlich der Kommunalwahlen, die in Polen in den letzten Monaten des Jahres 1938 bis in die ersten des folgenden Jahres durchgeführt wurden, scheuten sich einzelne Ortsgruppen des Lagers der Nationalen Einigung nicht, sich mit jüdischen Parteien zusammenzutun, um mit ihnen Wahlbündnisse, so zum Beispiel in Wilna, abzuschließen. Als der Leiter der Jugendorganisation des Lagers der Nationalen Einigung, Rutkowski, im Frühjahr 1938 in seiner Zeitschrift eindeutige antisemitische Forderungen stellte, wurde er kurzerhand mit seinen Anhängern an die Luft gesetzt.

Die Ehe der Juden mit der polnischen Regierung ist eine vollkommene im Laufe der Zuspitzung der deutsch-polnischen Beziehungen geworden. „Gazeta Polska“, das maßgebliche Organ sowohl der polnischen Regierung wie des Lagers der Nationalen Einigung, legte in ihrer Nummer vom 23. Juli 1939 ein offenherziges Bekenntnis zur polnisch-jüdischen Bundesgenossenschaft im Kampf gegen

das nationalsozialistische Deutschland ab. Die Juden und die Polen verbinde — so heißt es dort — der gemeinsame Gegner. Diese Tatsache sei auszunutzen. Es liege weder im polnischen noch im jüdischen Interesse, heute irgendwelche inneren Kämpfe zu entfachen. Polen habe sich niemals zu dem integralen internationalen Antisemitismus bekannt. Polen habe vielmehr stets vor einer derartigen Ideologie gewarnt. „Wir sind“ — so heißt es an einer Stelle des Aufsatzes der „Gazeta Polska“ wörtlich — „außerdem sehr zufrieden, daß uns die letzten Ereignisse dazu verholfen haben, uns ausdrücklich von allen Formen des Rassedankens, der Furcht vor den Juden und der Hetze gegen sie zu trennen.“

6. Ich suche eine Wohnung

Man kann nicht bestreiten, daß sich Warschau in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren mächtig entwickelt hat. Man hat sich sehr angestrengt, um der Stadt an der Weichsel ein europäisches Gesicht zu geben. Die romantischen Troikas mit den kleinen Panje-Pferdchen, die einstmals im Winter mit klingendem Glockenspiel die in mächtige Pelze gehüllten Damen und Herren der sogenannten guten Gesellschaft durch die verschneiten Straßen der östlichen Stadt zogen, gibt es nicht mehr. Genau so wenig wie die mächtige orthodoxe Kathedrale auf dem Pilsudski-Platz, der früher Sächsischer Platz hieß. Dieses nicht schöne, aber imposante und eindringliche Symbol des Ostens ist bald nach der Neugründung des polnischen Staates mit einem Riesenaufwand von Dynamit und nach jahrelanger Anstrengung von der Bildfläche verschwunden. Im Winter wird der Schnee, mit dem der Himmel immer wieder die vielen nichteuropäischen Blößen der Stadt freundlicherweise zu bedecken bestrebt ist, hurtig und geschäftig nach dem Muster anderer europäischer Hauptstädte von den Straßen geschaufelt. Die Zahl der Fuhrunternehmer, die nach besonders reichem Schneefall noch ab und zu ihre Schlitten aus dem Schuppen ziehen, um sich wenigstens in den Straßen der Vorstädte an die guten alten Zeiten erinnern zu lassen, wird von Jahr zu Jahr geringer. Im Zentrum der Stadt hat man sogar den sommerlichen Pferdedroschken, deren Zahl noch im Jahr 1936 die der Auto-droschken erheblich überwog, einen grimmigen Krieg geschworen. Freilich, in den winkligen Gassen der lärmefüllten Judenstadt, wo man noch unzähligen, von Menschenkraft gezogenen zweirädrigen Karren mit hochgetürmten Lasten begegnet, werden sie noch lange ihr Heimatrecht behalten.

Aber in den europäischen Geschäftsstraßen der polnischen Hauptstadt, im Park- und Diplomaten-Viertel, wo vornehme Palais von der ungehemmten Schlachzizenherrlichkeit vergangener Jahrhunderte träumen, ist das anders. Zwar in der prächtigen Ujazdowska-Allee dürfen sich die Pferdedroschken noch sehen lassen und hier an schönen Sonnentagen die traditionsbewußten Bürger dieser Stadt wie ihre Eltern und Voreltern schon oder schwärmerische Liebespaare spazierenfahren. Aber das ist auch das einzige Zugeständ-

nis, das an die pferdereiche Vergangenheit der Stadt gemacht wird. Sonst, wie gesagt, darf die Hauptstadt ihr altes Gewand nur noch in den Vorstädten tragen, wo man keine Repräsentationsverpflichtungen hat.

Unzählige moderne Wohnblocks sind hier am Rande des Stadtkerns nicht selten auf dem Boden jahrzehntealter Schmutz- und Schutthalden entstanden. Moderne Wohnblocks mit allem Komfort. Hier wohnen die Fremden, Mitglieder und Angestellte der auswärtigen Missionen, Vertreter der großen Auslandsfirmen, die in Polen bis vor kurzem noch ganz gute Geschäfte machen konnten, höhere polnische Offiziere und Beamte.

Wer den Polen, wie er leibt und lebt und wie er wirklich ist, kennenlernen will, der sehe sich sein Privatleben, seine Häuslichkeit an.

Wir suchen eine Wohnung in einem dieser modernen Wohnviertel. Das Haus ist vor zwei Jahren fertiggestellt worden. Dem Auskunftsschild, das sich an der Außenwand eines jeden Warschauer Hauses befindet, entnehmen wir zu unserer Freude und Überraschung, daß dieser zweckmäßige und gediegen aufgeführte Bau ausnahmsweise keinem Juden gehört. Draußen an der Toreinfahrt baumelt das Schild mit der Mitteilung, daß hier eine Dreizimmerwohnung mit allem Komfort zu vermieten ist. Wir stehen vor der Tür der gesuchten Wohnung. Sie läßt sich nicht öffnen, sondern ist mit merkwürdigen Papierstreifen verklebt. Der Hauswart, den wir herbeiholen, erklärt uns lachend, daß der Vormieter, der gesten die Wohnung geräumt hat, Tausende von Wanzen hinterließ. Die würden jetzt ausgegast, denn der Hausbesitzer lege Wert darauf, sein Haus wanzenfrei zu erhalten.

Das ist nämlich in Warschau eine schwierige Sache. Denn bei jedem polnischen Mieter, mag er auch ein noch so hoher Beamter oder Offizier sein, muß der Hauswirt damit rechnen, daß er mit seinen Möbeln Wanzen in das Haus importiert. Darum sind auch alle Warschauer Hausbesitzer heilfroh, wenn sie Ausländer als Mieter bekommen, bei denen ist man ziemlich sicher, daß sie sich mit den lästigen Plagegeistern nicht wie mit liebgewordenen Haustierchen abfinden. Am nächsten Tag hatten wir Gelegenheit zur Besichtigung der entgasten Wohnung. Was gehört zu einer komfortablen Wohnung in Warschau? Ein luxuriös eingerichtetes geräumiges Badezimmer mit einer bequemen Badewanne und einem elektrisch oder mit Gas heizbaren Gestell für die Brennscheren der Damen des Hauses.

Hier, in der Badewanne, entstehen die wundervollen Frisuren der eleganten Warschauerinnen. Die zwei oder drei Zimmer der Wohnung werden auch bei den bestsituierten Familien außer von dem Ehepaar und ihrem einzigen Kind noch von einem Kindermädchen und nicht selten noch von den Eltern oder wenigstens der Mutter der Frau geteilt. Die Hausangestellte schläft in der Küche. Selbst moderne komfortable Wohnungen sind selten mit einem Zimmer für die Hausangestellte ausgestattet. Meist hat die Küche nur einen Verschlag oder eine Nische für das Bett des dienstbaren Geistes der Küche. Dafür gibt es aber im Korridor einen eingebauten elektrischen Eisschrank!

Allerdings ist die Wohnung bei den Polen weniger zum Wohnen als zum Schlafen da. In den sogenannten besseren Kreisen bis in das untere Bürgertum hinab ist durchweg die Frau neben dem Mann berufstätig. Niemand findet etwas dabei, wenn die Frau eines hohen Beamten des polnischen Außenministeriums im Gesellschaftsgespräch unbefangen von ihrer Tätigkeit als Stenotypistin in irgendeiner politischen Organisation erzählt. Tagsüber bleibt also die Wohnung dem Kindermädchen und dem Kind überlassen. In den städtischen Familien ist mehr als ein Kind so gut wie gar nicht anzutreffen. Verheiratete Frauen, die in ihrem Beruf besonders eingespannt sind, verzichten auf Kinder überhaupt. Eine Ärztin erzählt, wozu sollen wir Kinder kriegen, das besorgen bei uns die Bäuerinnen. Wir haben dazu keine Zeit. Den Nachmittag und Abend verbringen die Eltern im Café und im Kino. Das Kind bleibt vollkommen dem Kindermädchen überlassen. Dieser Lebensstil des Polen hat verständlicherweise seine Häuslichkeit nur schwach entwickelt. Ein behagliches Heim ist höchstens bei solchen Polen zu finden, die lange im Ausland gelebt haben.

Aber was sind die Polen für reizende Gastgeber! So bescheiden, ja nach deutschen Maßstäben gemessen kümmerlich, selbst der höhere Beamte Tag für Tag dahinlebt, so hoch, ja üppig, geht es bei besonderen Gelegenheiten zu. Da sich der Pole, jedenfalls, soweit er in der Stadt lebt, mit seinen Freunden, Bekannten und Verwandten außerhalb des Hauses irgendwo in einem Café oder Restaurant trifft, gibt es eine eigentliche häusliche Gastlichkeit in dem Sinne eines freundschaftlichen Verkehrs von Haus zu Haus, wie er bei fast sämtlichen europäischen Völkern so schön entwickelt ist, überhaupt nicht. Werden aber aus einem ganz besonderen Anlaß, etwa zur Kindtaufe, Gäste ins Haus geladen, dann wird alles geboten, was sich nur herbeischaffen läßt.

Wir sind in einer polnischen Familie zu Gast. Der Mann ist ein höherer Beamter in einem Ministerium. Die Frau arbeitet in einer politischen Organisation als Sekretärin. Er mag etwa 400 Zloty im Monat verdienen, sie 200. Das kinderlose Ehepaar bewohnt eine recht bescheidene Drei-Zimmer-Wohnung in einem billigen Stadtviertel. Außer mir sind einige höhere Beamte, Offiziere und der Direktor eines staatlichen Unternehmens mit ihren Frauen geladen. Unser harrt ein vollgeladener Tisch mit den raffiniertesten und mannigfaltigsten Vorspeisen: kalte Eier in verschiedener Form, Fische, Salate, verschiedenartiges kaltes Fleisch, saure Gurken (die niemals fehlen) und Radieschen. Bei solch einem polnischen Essen nimmt man mit Erstaunen wahr, was alles in einen menschlichen Magen hineingeht. Nimmt man nicht wenigstens fünferlei Vorspeisen zu sich, dann beleidigt man den Gastgeber. Also ist man höflich und langt zu. Wird man als Neuling erkannt, erhält man von seiner reizenden Tischdame den guten Rat, nach jedem Bissen ein Schlückchen aus dem Wodkabecher zu tun. Nach dem fünften Wodka (der Pole bevorzugt die Verkleinerungsform „Wodeczka“, was sich aber nicht auf die Größe der Gläser bezieht) frage ich mein Gegenüber, einen wie alle Polen beim Wodka reizenden Herrn, der mir unentwegt freundlich zutrinkt, in banger Sorge um meine nächste Zukunft, wieviel Wodka er denn zu sich nehmen könne. Er meint, das käme ganz darauf an. Wenn er dabei gut und reichlich zu essen habe, komme er mühelos auf zwei „kwaterkis“ — zwei Viertelliterchen. Ich frage ihn, voller Respekt ob seines gesegneten Appetits, wieviel er denn an fester Speise zu sich zu nehmen vermöge. Er schmunzelt: „Es kommt ganz darauf an, ob ich genug Wodka zum Trinken hab‘.“ Der edle Schlachziz Zagloba, ein bekannter und von allen Polen fast wie ein Nationalheld geschätzter Vielfraß, Säufer und Aufschneider, dem der polnische Dichter Sienkiewicz ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, habe — so erklärt mein neuer polnischer Bekannter — noch ganz andere Mengen zu sich nehmen können.

Oh, es gibt schon Ideale! — Den Vorspeisen, den „zakonskis“, folgen die warmen Gerichte, wenigstens in vier Gängen, und dann nach mehrstündiger Sitzung, bei der man sich weniger unterhält als mächtig speist und trinkt, folgen als Beschluß der häuslichen Feier mehrere Sorten Torte, von der jeder Pole und noch viel mehr jede Polin, die — wie meine Nachbarin charmant bemerkt — für Süßigkeiten ihr halbes Herz hergibt, wenigstens zweimal nimmt. Zwischendurch hat man es schätzungsweise auf wenigstens zwölf Wodkas gebracht. Nebenbei gab es noch schweren Rotwein. Das Bedürfnis,

einen Teil dieser Flüssigkeiten auf dem von der Natur hierfür vorgesehenen Weg wieder von sich zu geben, ist unwiderstehlich. Aber welcher Anblick bot sich dem Auge, das sich trotz der genossenen Wodkas entsetzte! Mit der (Pardon, Pardon!) Leibwäsche des Herrn oder der Dame des Hauses (so genau habe ich nun wieder nicht hingesehen) trockneten in dem Vorraum, durch den man zu der entsprechenden Örtlichkeit gelangt, die für diese häusliche Veranstaltung zusätzlich gemieteten Hilfskräfte Teller, Tassen und Gläser ab.

Ja, mit der Hygiene steht der Pole auf Kriegsfuß. Er spricht von ihr (das sei zu seiner Ehre gesagt) viel und gern, so wie er von Europa gern spricht. Er spricht von ihr wie von einer Eigenschaft, von der er gern möchte, daß sie auch bei ihm wahrgenommen wird. Ja er legt sogar in einem gewissen Sinn und für bestimmte Gelegenheiten größten Wert darauf, daß gewisse äußere Symbole der Hygiene zur Schau gestellt werden. So muß sich laut polizeilicher Anordnung in jedem Treppenabsatz eines jeden Mietshauses ein Spucknapf befinden. Im Jahre 1938 wurden im ganzen Land sämtliche Grundstücksbesitzer durch Dekret und mit polizeilichem Nachdruck gezwungen, ihre Zäune, jedenfalls soweit sie an der Straße liegen, weiß anzukalken. Aber leider ist es dafür überall dort um die Hygiene um so schlechter bestellt, wo für sie ein inneres persönliches Bedürfnis Voraussetzung ist.

Aber vielleicht wird man diesen Feststellungen kein Vertrauen schenken. Vielleicht ist man geneigt, sie als böartige Propaganda zu bezeichnen. Es sei darum gestattet, den eigenen Beobachtungen Angaben und Ziffern folgen zu lassen, die ausnahmslos aus polnischen Quellen stammen.

Das Warschauer Blatt „Dziennik Ludowy“ schilderte am 21. Oktober 1938 die Zustände in den unzähligen kleinen Hotels der Warschauer Judenstadt, in denen täglich nach Schätzungen von sachkundiger Seite zehnmal mehr Personen übernachteten als in den repräsentativen Luxushotels „Europa“ oder „Bristol“. Das Blatt schildert den Besuch eines solchen „Übernachtungshauses“.

„Plötzlich, ehe wir im Bilde sind, daß die Tür schon geöffnet wurde, pestete uns eine stinkige Luft an, so stickig, daß es sich nicht beschreiben läßt. Der Gestank setzte sich aus einigen Dutzend Bestandteilen zusammen: dem Schweiß ungewaschener, genauer gesagt noch niemals gewaschener Körper, dem Geruch von Heringsresten, dem Gestank des Ausgusses, der auch nicht eine Spur von Emaille mehr aufweist und der zu den verschiedenartigsten Dingen benutzt

wurde. Ein schmutziges, elendes, vollkommen abgemagertes Weib, deren Augen erschreckt über den Anblick von soviel Herren sind, macht auf der Stufe, die zu dem großen Zimmer führt, ratlos halt. Das „Hotel“ ist gut besucht. An den Wänden und in der Mitte des Zimmers stehen Betten, insgesamt sechs. Von den Laken erheben sich die Köpfe ausgedörrter, mit dem Wuchs eines selten rasierten Barthaars bedeckter verelendeter Menschen.“ Das Blatt beschreibt dann weiter, wie es im Badezimmer aussieht: „Dieses Badezimmer ist gleichzeitig eine furchtbar schmutzige Küche, die sich gar nicht beschreiben läßt. Der Preis für ein solches Nachtquartier beträgt einen Zloty bis 1,20 (also etwa 50 bis 60 Pfennig).“

Das Blatt gibt die Eindrücke eines anderen Übernachtungshauses wieder:

„In einer Zwei-Zimmer-Wohnung bei einer blakenden Petroleumlampe sitzen zwei Personen am Tisch. Ein junger Bursche und ein altes Weib. Rings um sie auf den Betten, die überall durcheinanderstehen, auf jedem nur einigermaßen freien Fußbreit Boden liegen die Übernachtungsgäste. Zu zweit in einem Bett. Kranke neben Gesunden, Kinder neben Erwachsenen, mit irgend etwas gerade notdürftig bedeckt. Längs der Wand auf einem Plüschsofa, das einmal bessere Zeiten sah, schläft ein alter Jude, der sich durch das Licht unserer Lampe nicht wecken läßt, seinen tiefen Schlaf. Und überall auf der Lehne des roten Sofas Wanzen, Herden von roten, aufgequollenen, mit menschlichem Blut vollgesogenen Insekten. Hier ist das Übernachten billiger. Es kostet nur 75 bis 80 Groschen pro Person.“

Der Verfasser dieser Zeilen hat diese Übernachtungsstätten mit einem Arzt von der Gesundheitspolizei aufgesucht. Er erzählt resigniert: „Morgen werden sie ankommen, Versprechungen machen, Schwüre leisten, ihre Sachen zur Desinfektion schicken, ja sie werden bestraft werden und eine Woche oder zwei Arrest erhalten (nämlich die Besitzer dieser Übernachtungshäuser), und dann wird es wieder genau so sein wie jetzt.“

Aber tun wir einen Blick in die amtlichen polnischen Statistiken. Sie schildern, daß Warschau einen Stadtteil, er heißt Pagorek, hat, wo es überhaupt keine Kanalisation gibt und wo auf je 200 Einwohner ein Lokus entfällt. In dem Stadtteil Ochota sind nur 4,5 v.H. aller Wohnungen kanalisiert, in Wola 6,7 v.H.

Und wie sieht es in der Millionenstadt Warschau, in der Hauptstadt des polnischen Staates, insgesamt aus? Die Zahlen gelten

für 1938. Nur 46,1 v.H. aller Häuser in Warschau sind kanalisiert, nur 62 v.H. haben Wasserleitung, 67,8 v.H. elektrisches Licht, 31,7 v.H. Gas.

In den Häusern ohne Kanalisation und Wasserleitung wohnen rund 400000 Menschen, also ein Drittel der gesamten Einwohnerschaft Warschaus. Versucht man sich über die diesbezüglichen Verhältnisse in Polen ins Bild zu setzen, dann gelangt man zu der erschütternden Feststellung, daß es nur im vierten Teil aller Städte Polens überhaupt Wasserleitungen und Kanalisation gibt. In Lodz, der zweitgrößten Stadt des Landes, die mehr als eine halbe Million Einwohner hat, fahren noch heute Morgen für Morgen Wagen mit mächtigen Tonnen in die Höfe und verkaufen den Bewohnern der umliegenden Häuser Trinkwasser.

Ein Warschauer Blatt, der „Kurjer Warszawski“, sagte einmal halb im Ernst und halb im Scherz, daß die Warschauer ihre Badezimmer nur zweimal im Jahr zu benutzen pflegen, einmal vor dem Weihnachtsfest, um den Weihnachtskarpfen in diesem an sich für andere Zwecke bestimmten Gerät bis zur Stunde seiner Zubereitung aufzubewahren, und ein zweites Mal aus dem gleichen Grunde vor dem Osterfest. Vielleicht ist das eine Übertreibung. Aber etwas von dieser Behauptung muß schon stimmen, denn im Seifenverbrauch wenigstens hält Polen einen einzigartigen Rekord. Im Durchschnitt verbraucht der Bewohner des Landes jährlich 0,9 Kilogramm Seife, und eine Statistik, die eine Kommission der Genfer Liga veröffentlicht hat, lehrt, daß in Polen auf je 1000 Einwohner nur 4 Badezimmer entfallen. In Deutschland sind es, wie vergleichsweise erwähnt sei, 26, in England 31.

Aber kommen wir noch einmal auf die Wohnverhältnisse zurück. 350000 Bewohner der polnischen Hauptstadt wohnen in Ein-Zimmer-Wohnungen, aber nicht etwa allein: 270000 von ihnen gemeinsam mit zwei, drei, vier, ja sogar mit zwölf Personen. Im jüdischen Stadtviertel entfallen durchschnittlich acht Personen auf ein Zimmer. Der Warschauer Verein der Kinderfreunde gab 1937 bekannt, daß nur 28 v.H. aller Kinder in Warschau in eigenen Betten schlafen, 25 v.H. teilen ihr Bett mit einer zweiten Person, und 47 v.H. aller Kinder schlafen gemeinsam mit zwei oder mehr Personen in einem Bett.

Natürlich ist es draußen im weiten Land noch viel schlimmer. Die Zeitschrift „Ärztliche Mitteilungen“ vermittelt uns einen Einblick in die Verhältnisse des polnischen Dorfes. Den Durchschnitt für ganz Polen zugrunde gelegt, haben immer 2,9 Personen ein Bett. Unter anderem ist es nach Ansicht der erwähnten Zeitschrift hierauf zurück-

zuführen, daß nur 35 v.H. aller ländlichen Schulkinder gesund sind und daß es einzelne Landkreise gibt, in denen 100 v.H. aller jungen Männer, die sich zur Musterung stellen, infolge der verschiedensten Krankheiten, häufig auf Grund der festgestellten Zahnfäule, militärdienstuntauglich befunden werden müssen. Von 3000 untersuchten Frauen krankten 65 v.H. an den Folgen einer vorzeitigen Arbeitsaufnahme nach einer Entbindung oder mangels ärztlicher Hilfe bei dieser. 1937 wurde im Warschauer Sejm von dem zuständigen Referenten im Verlauf der Haushaltsdebatte darauf hingewiesen, wie unvollkommen die ärztliche Betreuung in Polen ist. In 40 v.H. aller Kreise habe der Arzt immer durchschnittlich 100 Quadratkilometer zu betreuen, in 23 Kreisen sogar je 200 Quadratkilometer. Im Osten Polens sterben 20 v.H. aller Kinder bereits im ersten Lebensjahr.

★

Im Januar 1939 wanderte der jüdische Hausierer Ginzberg durch die Städte und Marktflecken der Woiwodschaft Kielce. Die Nacht verbrachte er regelmäßig in Übernachtungshäusern, wie sie eben geschildert worden sind. Wenn er am Morgen weiterzog, hatte er den Flecktyphus hinterlassen. Im Nu griff die Seuche um sich, die bekanntlich ausschließlich durch Läuse übertragen wird. Fünf Städte hatte Ginzberg restlos verseucht, ehe die Behörden eingriffen und nicht nur den verlausten und verdreckten Typhusträger Ginzberg, sondern mit ihm Tausende jüdischer Rassegenossen einer gründlichen Reinigung, zum erstenmal in ihrem Leben, unterzogen. Ihnen wurden das wallende Haupthaar und die langen, von Ungeziefer strotzenden Vollbärte abgenommen und verbrannt. Anschließend wurden ihre schmierigen Kleider desinfiziert und ihre verdreckten Körper zwangsgebadet. In den jüdischen Gettos aller mittelpolnischen Städte wurden sämtliche Wohnungen, ein Haus nach dem andern, vom Keller bis zum Boden mit chemischen Stoffen und Gasen von den Seuche verbreitenden Läusen befreit. Nur dank diesen Maßnahmen wurde verhindert, daß die Flecktyphusepidemie über das ganze Land verbreitet wurde. Denn wo in Polen, von den früher preußischen Gebietsteilen abgesehen, gibt es keine Läuse.

Wir berufen uns wiederum auf die amtliche Statistik: Ein Drittel aller Warschauer Schulkinder trägt die ekelhaften Insekten in den Kleidern und im Kopfhair.

Das in Wilna erscheinende Blatt „Slowo“ machte am 6. Juli 1939 darauf aufmerksam, daß in Polesien seit zwanzig Jahren der Flecktyphus niemals erloschen ist. Nichts werde gegen ihn unternommen.

Badeeinrichtungen gebe es überhaupt nicht. Alle Bewohner dieses Riesengebietes seien ausnahmslos verlaust. Ja schlimmer als das, so klagt der Verfasser — ein Arzt —, um den Typhus in Polesien kümmerne sich überhaupt niemand. Anscheinend will man ihn nicht zur Kenntnis nehmen.

„Hunderttausend Menschen hungern — Erwachsene wie Kinder. Die Hungergebiete bin ich abgereist. Das Blut erstarrte mir in den Adern bei dem Anblick dieser Unglücksgestalten. In mehr als einer Hütte, die keinen Schornstein besitzt und die von Rauch und stinkigen Gerüchen erfüllt ist, treffe ich Greise und Kinder an, vom Hunger geschwollen. In anderen Hütten sehe ich Menschen, die sich von Häcksel, vermengt mit verdorbenen Kartoffeln, Wurzelzeug und Baumrinde, ernähren. Als ich die Hütten verließ, war ich benommen von der stickigen Luft, die Gift für den menschlichen Organismus ist, und von dem Schmerz der erlebten Bilder. Nein, nein! Vor meinem geistigen Auge rollten die erblickten Bilder ab . . . Und solche Dinge sieht man noch im zwanzigsten Jahrhundert? frage ich mich selber. Und wo? Im Herzen Europas, in Polen! Nein, ich träume nicht. Das ist Wirklichkeit, furchtbare, schmerzliche Wirklichkeit!“

Diese Erlebnisschilderung stammt nicht etwa aus dem Propagandablatt einer kommunistischen Partei, sondern ist der katholischen und nationalen Wochenschrift „Kultura“ entnommen, die in Posen erscheint. Die Schilderung stammt aus dem Februar 1937. Aber was der Verfasser damals festgestellt und gesehen hat, wiederholt sich Jahr um Jahr in den späten Wintermonaten, wenn die spärlichen Vorräte aus dem Herbst schon aufgezehrt sind und der Weg zu neuer Nahrung durch den harten Frost immer noch versperrt wird.

Aber nicht nur in Polesien wird gehungert. Die schlechte und unzureichende Ernährung ist überall in Polen anzutreffen. Zwar vergeht kaum ein Tag, an dem nicht polnische Zeitungen, von den kleinsten Käseblättchen angefangen bis zu den großen politischen Tageszeitungen der polnischen Hauptstadt, entsetzliche Greueltügel über die Verpflegungsverhältnisse in Deutschland veröffentlichen. Die polnischen Blätter berufen sich zum Vergleich dabei gern auf die vollen Auslagen der polnischen Lebensmittelgeschäfte. Sie vergessen dabei, daß für zwei Drittel aller Bewohner Polens der Erwerb auch nur eines Stückchens Butter oder eines halben Pfundes Fleisch rein finanziell eine glatte Unmöglichkeit darstellt, daß also die in den Lebensmittelgeschäften feilgebotenen Waren praktisch nur für einen

Bruchteile der Bevölkerung des Landes zugänglich sind. Aber nehmen wir die polnischen Statistischen Jahrbücher zur Hand und machen wir uns die Mühe, die dort gemachten Angaben mit denen des Statistischen Jahrbuches für das Deutsche Reich zu vergleichen. Die Ziffern beziehen sich auf den Verbrauch im Jahre 1937. Danach aß jeder Bewohner des Reiches durchschnittlich 45,3 Kilogramm, der Durchschnittsbewohner Polens 21,6 Kilogramm Fleisch. Der Fleischverbrauch in Deutschland ist also mehr als doppelt so hoch wie der in Polen. Wie sieht es mit dem Fettverbrauch aus? Rechnet man die Angaben über rohes Schweinefett, über Butter, Speisetalg, Margarine, Kunstspeisefett, Speiseöle und Pflanzenfette zusammen, so gelangt man zu der erstaunlichen Feststellung, daß der Bewohner Polens durchschnittlich im Jahr ganze 3,8 Kilogramm Fett verbraucht, während diese Ziffer für den Bewohner des Reiches 25,9 Kilogramm beträgt. Butter allein wird in Polen je Kopf der Bevölkerung 2,2 — in Deutschland 8,8 Kilogramm genossen. Das ist aber eine Ziffer, die noch ein viel zu günstiges Bild zugunsten Polens vermittelt. Denn sie berücksichtigt nicht, daß Polen von dieser Butter noch einen großen Teil exportiert (das gleiche gilt übrigens auch für den sogenannten Fleischverbrauch in Polen). Die Butterausfuhr betrug nach den amtlichen polnischen Angaben im Jahre 1937 7,9 Millionen Kilogramm. Für den Inlandsverbrauch standen danach nur 32 Millionen Kilogramm oder 0,9 Kilogramm je Kopf der Bevölkerung zur Verfügung. Der Butterverbrauch in Deutschland ist also fast zehnmal so groß wie der in Polen. Der Butterexport Polens ist, wie übrigens der Export aller anderen Lebensmittel aus Polen, ein ausgesprochener Hungerexport, und wer in Polen mit dem Finger auf die angebliche deutsche Ernährungsnot weist, auf den trifft der Ausspruch eines polnischen Ministers vor dem Sejm zu: „Der macht sich über die Armut von Millionen polnischer Bauern lustig, die den Fleischgenuß nur dreimal im Jahr an den hohen christlichen Festtagen kennen.“

Warum lebt der Pole so schlecht? Warum hungern so viele Menschen in diesem Land, in dem 70 v.H. aller Menschen außerhalb der Städte leben? Die Antwort ist in den Einkommensverhältnissen zu suchen. Nur 36 000 Menschen verdienen mehr als 1000 Zloty im Monat, 22 560 mehr als 240 Zloty monatlich, 8 Mill. Personen aber weniger als 200 Zloty (etwa 100 RM). Im Sejm wurden folgende Angaben über die Arbeiterlöhne gemacht: Der Durchschnitts-Wochenlohn eines Arbeiters beträgt 26,15 Zloty. Das sind 4,36 Zloty oder 2,10 Reichsmark täglich. Aber 43 v.H. aller Arbeiter haben in der Woche eine Einnahme von weniger als 20 Zloty. Und wie geht es dem Land-

arbeiter? Wir folgen wieder den Ausführungen des Referenten über soziale Fragen im polnischen Parlament. Der Durchschnitts-Tageslohn beträgt 1,70 Zloty (=80 Pfennig) im Frühling, 2,60 Zloty im Sommer und 1,60 im Herbst. Und wie steht es mit den Beamten und deren Einnahmen? Ein Volksschullehrer, der verheiratet ist und drei Kinder hat, seit zehn Jahren im Dienst ist und in einer mittelgroßen Stadt beschäftigt, hat ein Monatsgehalt von 180 Zloty (knapp 90 Reichsmark). Die Gehälter der unteren Beamten liegen laut amtlichen Angaben zwischen 115 bis 194, der mittleren Beamten zwischen 240 und 520 und der höheren Beamten, unter ihnen die der Richter und Staatsanwälte, zwischen 425 und 1100 Zloty.

Aber das sind die Einnahmen der privilegierten Schichten. Daneben gibt es die Bauern, die das Haupttheer der Berufstätigen in Polen stellen, und dann noch die in Polen weitverbreitete Schicht der Heimarbeiter.

Sochoczyn ist ein kleines Städtchen im früheren Kongreßpolen. Hier werden aus Muscheln von Tausenden fleißiger Hände weiße Knöpfe gemacht. Von hier aus wurden schon in der Vorkriegszeit nicht nur die Märkte im früheren Kongreßpolen beliefert, sondern die Sochoczyner Knöpfe wanderten bis Moskau, Petersburg, Omsk, Tomsk, Tiflis und Wladiwostok. Am 2. Januar 1939 veröffentlichte das Warschauer Regierungsblatt „Kurjer Poranny“ eine eindrucksvolle Schilderung über die Sochoczyner Knopfwirker, der diese Angaben entnommen sind. Der Arbeitstag hat für sie 10, 15 bis 18 Stunden. Der Berichterstatter des Blattes unterhält sich mit einem von ihnen: „Hast du schon viel Knöpfe gemacht?“ — „Viel.“ Er zieht sein Notizbuch aus der Tasche und zeigt. Vom 14. November bis zum 6. Dezember hat er 748 Gros Knöpfe hergestellt. Auf ein Gros fallen 144 Stück. Er hat also in der genannten Zeit 119680 Knöpfe gemacht. Und wieviel hat er verdient? 54 Zloty und 16 Groschen. Den Lohn zahlte ihm der Herr Unternehmer Moscheck oder Jakob Taub, Kirntajn, Salzmann oder ein anderer gerissener Industrieller aus, Mitglied einer in dieser Art auf der Welt wohl einzigartigen Clique, die im Interesse anderer Taubs, Kirntajns und Salzmanns ein so raffiniert verknüpftes Netz bilden, daß der Sochoczyner Knopfwirker, der sich einmal in ihm verfangen hat, niemals mehr aus ihm freikommt.

Das Blatt berichtet über die anderen Mitarbeiter in dieser eigenartigen Heimindustrie. Ein Arbeiter hatte in fünf Wochen, in denen er 78000 Knopfscheiben schnitt, 59 Zloty und 58 Groschen verdient.

Die Löhne eines Drechslers, der in dieser Knopfindustrie beschäftigt ist, schwanken zwischen 50 bis 60 Zloty im Monat. Ein Knopflochstanzer kann es im Monat bestenfalls auf 50 Zloty bringen. Und die Frau, die täglich 18 Stunden Knöpfe auf Pappscheiben näht und dabei sehr fleißig und geschickt ist, kann es monatlich auf 23 Zloty bringen. Wohlgermerkt, alle diese Lohnsätze setzen eine tägliche Arbeitsleistung von 16 bis 18 Stunden voraus. Würde einer von den Sochoczyner Heimarbeitern nur 8 Stunden täglich arbeiten, dann würde sich sein Einkommen automatisch um mehr als die Hälfte verringern.

Diese Schilderung vermittelt ein Bild über die Lebensverhältnisse in einer polnischen Kleinstadt. Wer annimmt, daß es anderen Heimarbeitern, die für eine andere Industrie arbeiten, in Polen wesentlich besser geht, der irrt gewaltig. Den Schneidern, die in Brzeziny und in den anderen Lodzer Vororten für die jüdischen Textilwarenhändler arbeiten, oder den Schuhmachern im fernen Dawigrodek geht es um keinen Zloty besser als ihren Leidensgenossen in Sochoczyn.

Und wie sieht es im polnischen Dorf aus? 1937, als es im polnischen Sejm noch Abgeordnete gab, die den Mut hatten, die Verhältnisse zu schildern, wie sie sind, erklärte der Sejmreferent, daß die amtlichen Angaben über die Arbeitslosenziffer in Polen ganz falsche Vorstellungen erwecken. Diese amtliche Ziffer schwankt zwischen 200 000 bis 300 000. Der Sejmreferent erklärte, daß es in Wirklichkeit 1,4 Millionen Personen in Polen gibt, die Arbeit suchen. Die in Kattowitz erscheinende Zeitung „Polonia“ stellte diese Angaben richtig. In Wirklichkeit betrage diese Zahl wenigstens 7 Millionen! Auf den polnischen Dörfern gebe es 8 bis 10 Millionen Menschen, die arbeitsfähig sind, aber, genau gesehen, nichts zu tun haben. Denn wenigstens 6 Millionen von ihnen beschäftigen sich mit nichts anderem als dem Weiden einer Ziege oder zweier Gänse.

Das Problem der Arbeitslosigkeit ist gleichzeitig aber ein Problem der Arbeitstüchtigkeit. Die aber wiederum ist zu einem großen Teil abhängig von dem Bildungsstand. Eine von der Genfer Liga 1937 veröffentlichte Statistik sagt, daß 32,7 v. H. aller Menschen, die in Polen leben, Analphabeten sind. Selbst in der polnischen Hauptstadt sind 12,6 v. H. aller erwachsenen Menschen Analphabeten. In dieser Hinsicht wird Polen nur noch von ganz wenigen europäischen Ländern übertroffen. In den meisten Ländern Europas, so in England, Dänemark, Holland, Deutschland, in der Schweiz und in Schweden, gibt es überhaupt keinen des Lesens und Schreibens unkundigen Menschen, in Frankreich immerhin noch 5,6 v. H. Der „Illustrierte

Krakauer Kurier“ zweifelte am 10. Dezember 1935 die offiziellen Angaben über das Analphabetentum energisch an. Das Blatt erklärte rundheraus, daß praktisch auf Grund angestellter Stichproben damit zu rechnen ist, daß genau zwei Drittel aller Bewohner des Landes weder lesen noch schreiben können. Von den 12 Millionen Menschen, die wenigstens lesen können, seien mindestens 4 Millionen keine Polen. Von den 8 Millionen Polen, die keine absoluten Analphabeten sind, seien aber allerhöchstens 5 Millionen vollkommen des Lesens und Schreibens kundig.

Diese Ziffer erscheint jedem glaubwürdig, der irgendeine polnische Behörde betritt. Es gibt in ganz Polen, wieder abgesehen von den ehemals preußischen Gebietsteilen, keine Behörde, in der nicht ein besonderes Eingabenbüro anzutreffen ist, das von einem wackeren Kriegsinvaliden bedient wird, der für das des Lesens und Schreibens unkundige Behördenpublikum Eingaben schreibt und die notwendigen Formulare ausfüllt.

Gewiß gibt es ein Volksschulnetz in Polen, und nach der neuesten Statistik vom Januar 1939 soll die Zahl der schulpflichtigen Kinder, die ohne Unterricht aufwachsen, für ganz Polen nur 50000 betragen. Aber was ist das schon für ein Unterricht! Es gibt in ganz Polen 27000 Volksschulen. In mehr als 13000 entfallen aber auf jeden Lehrer 70 Kinder zum Unterricht. In Tausenden von Schulen hat der Lehrer 81 bis 140 Kinder in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens einzuführen. Ja es gibt sogar Hunderte von Schulen, in denen er sich allein mit 180 bis 230 Kindern ablagen muß.

Offiziell wird eine ganze Menge zur Bekämpfung des Analphabetentums getan. In jedem Jahr werden ein paar neue Volksschulen gebaut und eingerichtet. Wenn man aber genauer hinsieht, erstreckt sich diese Fürsorge ausschließlich auf die Kinder polnischer Eltern. Wenn es sich um die Kinder von Ukrainern, Weißrussen oder Deutschen handelt, so ist das Bemühen der polnischen Behörden darauf ausgerichtet, ihnen ihr Schulwesen zu zerschlagen, zu verhindern, daß möglichst viele ukrainische, weißrussische oder deutsche Kinder Volksschulen besuchen können, in denen sie in ihrer Muttersprache lesen und schreiben lernen. Es gibt Hunderte und Tausende von Fällen, in denen die Schulen der nichtpolnischen Volksgruppen selbst dort von den Behörden geschlossen wurden, wo sich keine polnischen Schulen befanden, wo also die Kinder der sogenannten Minderheitenangehörigen dazu verurteilt werden, die Riesenziffer des Heeres der Analphabeten zu vergrößern. Im übrigen ist das auch der Fall, wo ukrainische, weißrussische oder deutsche Kinder gezwungen

werden, anstatt die aufgelösten Schulen ihrer Muttersprache polnische Volksschulen zu besuchen. Denn dort sitzen sie mit polnischen Kindern in einer Klasse beisammen. Der Lehrer richtet sich aber nicht nach den Sprachkenntnissen der Minderheitenkinder, sondern nach denen seiner polnischen Schüler. Ihm ist völlig gleichgültig, wie weit das deutsche, ukrainische oder weißrussische Kind seinem Unterricht zu folgen vermag. Er ist ja auf der Lehrerbildungsanstalt auch nicht zum Unterricht anderssprachiger Kinder, sondern von Kindern seiner Muttersprache erzogen worden. Da aber ein Drittel aller Bewohner des polnischen Staates Nichtpolen sind, wird vom Staat praktisch in demselben Maße das Analphabetentum gefördert, wie es bekämpft wird.

Die Gegensätze wohnen in Polen auf allen Gebieten dicht beieinander: Bekämpfung des Analphabetentums neben Förderung des Analphabetentums; Luxus neben Elend; Prasserei neben Hunger; marmorne Paläste stehen neben windschiefen Hütten mit Zimmern, in denen Dutzende von Familien zusammen leben müssen. Polen ist dem Orient näher als Europa.

7. „Der Herr Machthaber“

In jedem Stadtteil der polnischen Hauptstadt gibt es Markthallen. Aber das ist schon eine Übertreibung. Nur einzelne Stadtteile zeichnen sich durch den Besitz dieser Einrichtung aus. Das sind diejenigen, die aus der Vorkriegszeit stammen und den eigentlichen Kern der heutigen Millionenstadt bilden. In den neueren Vierteln, die seit der Errichtung des polnischen Staates, also während der letzten beiden Jahrzehnte, entstanden sind, gibt es hinter irgendeiner Hauseinfahrt, die sich höchstens durch ihren größeren Schmutz von den übrigen unterscheidet, einen Hof, dessen Besitzer auf ihm einen Markt organisiert hat: 30, 40 oder 50 Marktstände verkaufen Hühnchen und Enten, Gemüse und Obst, Kräuter, Pilze, Fleisch und Wurst. Den primitivsten Erfordernissen der Hygiene zum Trotz verfügen diese Marktstände, wie übrigens auch die überwältigende Mehrheit aller Fleischgeschäfte in der polnischen Hauptstadt, über keinerlei Kühlanlagen. Auch bei 30 Grad im Schatten stellen die Fleischer der Marktstände ihre Ware offen zur Schau.

Aber es gibt auch einige feste und solide, ja sogar mit einer gewissen Großzügigkeit und Geräumigkeit gebaute Markthallen, die aus der sonst so verschrienen Russenzeit stammen. In ihnen haben sich die Juden überall dort eingenistet, wo es mehr als nur ein paar knappe Groschen zu verdienen gibt. Für den Fisch- und Geflügelverkauf zum Beispiel nehmen die Kinder Israels in den Warschauer Markthallen eine Art Monopolstellung ein.

Es war an einem jener mit Recht wenig beliebten eiskalten Januartage. Der kalte Wind, der über das breite, vereiste Bett der Weichsel aus den weiten Ebenen des Ostens in die Straßen der Stadt dringt, um Häuser und Mauern braust und seinen Weg in jedes Zimmer findet, dieser Wind, gegen den der dichteste und dickste Pelz nur notdürftig schützt, fegt auch um die großen Markthallen in der Koszykowa-Straße. Auf dem Platz zwischen den Hallen haben die alten Weiblein ihren Stand, die dort ihre Kräuter und Gewürze verkaufen. Aber heute . . .? Die Weiblein, die nur wenige Groschen verdienen, haben keine Pelze. Auf dem Platz schwelen auch keine wärmenden offenen Koksfeuer, wie sie an solchen Tagen überall in den Straßen Warschaus aufgestellt sind und an die man heran-

treten und die eiskalten Glieder erwärmen kann. Mögen die alten Frauen auch noch so fest ihre bunten Tücher um sich schlagen, Hände, Arme und Füße würden ihnen heute elend erfrieren. Sie sind in die Halle geflohen. Ein Polizist, dessen frostrote Nase gerade so weit über den hochgeschlagenen Pelzkragen hervorschaut, daß sie atmen kann, betritt die Halle. Er kontrolliert die Marktscheine. Sein Blick fällt auf die verfrorenen Kräuterweiblein. Da sie keine Standplätze in der Halle bezahlt haben, werden sie hinausgewiesen. Eine widerspricht. Sie beruft sich auf die unmenschliche Kälte. Sofort schließen sich ihr sämtliche Leidensgenossinnen an, und auch die privilegierten Hallenverkäufer und das Publikum nehmen für sie Partei. Es fallen Schimpfworte, Flüche und schließlich, als der Polizist unter Berufung auf die Vorschriften bei seiner Forderung bleibt, dunkle Drohungen. Der Polizist sieht sich einer durch den Frost verbitterten Volksmenge gegenüber. Stillschweigend verschwindet er durch die nächste Tür. Die Kräuterweiber konnten an diesem Tag ihre karge Ware ungestört in der Halle verkaufen.

Den ungleichen und trotzdem aussichtslosen Kampf der Warschauer Polizei gegen den illegalen Handel kann man auf Schritt und Tritt beobachten. Er ist deswegen aussichtslos, weil das Publikum immer gegen die Polizei Partei nimmt und sich auf die Seite der Gesetzesübertreter stellt. Morgen für Morgen stellen sich an bestimmten Straßenecken Bauersfrauen auf, die je nach der Jahreszeit ihre Hühnchen, ihren Blumenkohl, Eier, irgendwelche Beeren, Pilze oder Blumen verkaufen. Sie wissen genau, daß sie das nicht dürfen. Aber sie sind auf die paar Groschen, die sie auf diese Weise verdienen können, dringend angewiesen. Ohne den kärglichen Erlös für ihre Waren können sie unmöglich zu ihren hungernden Kindern heimkehren. Im übrigen haben sie zum Schutz gegen die Polizei einen zusätzlichen Sinn entwickelt, der sie von allen anderen Menschen unterscheidet. Jedenfalls bietet sich immer wieder in den Morgenstunden in den Straßen Warschaus das gleiche Bild dar: scheinbar ohne jeden Grund erfassen alle Marktfrauen plötzlich ihre Körbe, die Männer ihre Obstkarren, um damit um die nächste Straßenecke und dann in irgendeinem Hauseingang zu verschwinden. Man kann sich dann todsicher darauf verlassen, daß wenige Sekunden später in der Ferne die blaue Uniform eines Polizeibeamten sichtbar wird, der die Straßen nach den Marktfrauen, die einen unerlaubten Handel treiben, abkontrolliert. Auch der Beamte weiß, wohin die Frauen mit ihren Körben und die Männer mit ihren Karren verschwunden sind. Aber er verzichtet darauf, ihnen in die Hauseingänge und Höfe zu

folgen. Ihm genügt die Feststellung, nichts auf der Straße angetroffen zu haben, was mit den geltenden Bestimmungen im Widerspruch steht. Drei Minuten später befinden sich Marktfrauen und Obstmänner wieder auf ihren Plätzen und preisen mit gellender Stimme ihre Waren an.

Nein, in Polen wird der Polizist nicht als Freund und Helfer empfunden, sondern als feindliche Macht. Man geht ihr aus dem Wege, soweit man kann. Vor allem hütet man sich vor einer Begegnung unter vier Augen. Denn dann ist man der Polizei allerdings auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Wer einmal gesehen hat, wie ein hilfloses, Blumen verkaufendes Bäuerlein in den Straßen Warschaus von zwei Polizisten auf Fahrrädern durch die Straßen gehetzt, nach wenigen hundert Metern eingeholt, zu Boden gestoßen, hinten am Rockkragen gefaßt und wie ein Schwerverbrecher in das Polizeirevier abgeführt wurde, wer das gesehen hat, der weiß, welche Rolle die Polizei in Polen spielt. In solch einer Lage hilft nichts als um Gnade betteln. Dann muß man sich so unterwürfig wie nur möglich geben und den Polizeibeamten zeigen, daß man sie bedingungslos respektiert. Darum spricht man in Polen den Beamten nur als „Panie wladzo“ an. Was bedeutet diese Anrede? Wladza heißt zu deutsch Macht, Gewalt und Behörde. Mit „Herr Machthaber“ läßt sich Geschmack und Inhalt der Anrede „Panie wladzo“ nur entfernt nachempfinden.

Der Herr Machthaber spielt in Polen, wo sein Symbol der sehr locker sitzende Gummiknüppel ist, eine höchst gewichtige Rolle, eben weil jedermann sein Gegner ist. Es gibt ja nicht nur Bäuerinnen mit Blumen und Hühnern und kleine Obstkarren-Händler, die keine Handelserlaubnis haben und von denen man in jeder Woche immerhin einige der Obrigkeit zur Bestrafung zuführen muß, um diese zufriedenzustellen. Da gibt es noch als polnische Spezialitäten ein weitverzweigtes Zuhälterwesen, Bordelle und Spielhöllen, Rauschgift-händler und Mädchenhändler (gegen die die polnische Polizei einen besonders hartnäckigen Kampf zu führen hat) und dann das große Heer der kleinen Übeltäter, von denen ein paar an jeder Straßenecke umherstehen. Anscheinend haben sie nichts zu tun. Tatsächlich haben sie irgendwelche geheimnisvollen Dinge zu verkaufen, die sie jedem besser gekleideten Straßenpassanten flüsternd anbieten: Feuerzeuge und Feuersteine (deren freier Handel wegen des staatlichen Zündholzmonopols verboten ist), Krawatten und Füllfederhalter, Socken, Schuhe und ganze Anzüge. Sie fördern aus ihren Taschen die unwahrscheinlichsten Dinge zutage oder führen sie ihrem Kunden in

einem dunklen Hauseingang vor, wo der Komplize, wenn es sich um größere Gegenstände handelt, mit einem Koffer wartet.

Ach, was gibt es nicht alles in einer polnischen Stadt, worauf die Polizei besonders achten muß!

Gutgekleideten Fremden bieten ehrbar dreinschauende Pferdroschken-Kutscher in den späten Abendstunden die Fahrt zu ganz besonders interessanten Stätten der Lustbarkeit an, mit Mädchen, blond oder braun, klein oder groß — ganz nach Geschmack. In Wilna gibt es in der Judenstadt eine berühmte Straße, die nur aus Bordellen besteht. Sie spotten in hygienischer Hinsicht, wie schon ein Blick durch das gardinenlose Fenster zeigt, jeder Beschreibung. Hinter einem wackligen Tischchen hockt eine noch wackligere alte, feiste Jüdin, die den Eintrittspreis entgegennimmt und dem Kunden den Weg in die hinteren Gemächer weist. Grell geschminkte Mädchen, die sich in den Hüften wiegen und die durchweg ihr erworbenes Vermögen in goldenen Zahnplomben anzulegen scheinen, stehen als Anreißer vor der Tür. Sie erklären bereitwillig: „Soldaten und Studenten zahlen die Hälfte.“

Aber außer von der jüdischen und andersartigen Unterwelt wird die Polizei noch von vielen anderen Einrichtungen auf das intensivste Anspruch genommen.

Myslenice ist eine kleine, von 6000 Menschen bewohnte Kreisstadt in der Woiwodschaft Krakau. Sie unterscheidet sich von hundert anderen polnischen Kleinstädten höchstens durch den reizvollen Rahmen der Vorkarpathenlandschaft. Das Zentrum des Städtchens bildet der viereckige Markt, an dem sich alle wichtigeren Einrichtungen wie das Rathaus, der Polizeiposten, die Staroste, die Feuerwehr und die Städtische Sparkasse befinden.

Es war im Jahre 1936. In einer hellen Juninacht zog eine kleine Schar von knapp fünfzig Mann vom Süden her in die Stadt ein. Als sie den Markt erreicht hat, wendet sie sich, ohne einzuhalten oder sich auch nur umzusehen, der Polizeistation zu. Der Eingang ist offen. Der Polizist, der den Männern entgegentritt, wird von festen Fäusten gepackt, entwaffnet, gefesselt und behutsam in eine Ecke gesetzt. Mit vierzehn Gewehren und über zwanzig Pistolen verläßt die Schar wenige Minuten später wieder das Haus und begibt sich in die Wohnung des Starosten. Sie ist verschlossen und wird erst nach vielem Läuten und einigen kräftigen Schlägen gegen die Haustür geöffnet. Die verängstigte Haushälterin, die im offenen Rahmen der Tür erscheint, erklärt den Männern, der Herr Starost sei nicht zu

Hause. Aber sie hätten doch eben noch in einem Fenster Licht gesehen, gibt einer zur Antwort. Sie trauen der Frau nicht. Sie dringen in das Haus ein und finden im Schlafzimmer ein Bett vor, das eben erst verlassen wurde, denn es ist noch körperwarm. Das ganze Haus wird durchsucht, aber der Starost läßt sich nicht finden. Später flüstern sich die Bauern auf dem Markt lachend zu, daß sich der Herr Starost in der Speisekammer versteckt hatte. Verdrossen ob ihres Mißerfolges betreten die Männer wieder den Marktplatz. Sie wenden sich dem Postamt zu, wo alle Telefonleitungen durchgeschnitten werden. Dann werden die jüdischen Geschäfte aufgesucht. Die Fenster werden zerschlagen und die Waren, mit denen anständige Bauern betrogen werden, auf den Markt geschleppt und dort verbrannt. Nach mehrstündiger Arbeit verläßt die Gruppe beim Morgengrauen die Stadt. Sie wendet sich den nahen Wäldern zu.

Am nächsten Tag schon war ihnen Polizei auf der Spur. Es kommt im Laufe der folgenden Nacht zu mehreren Gefechten, aber immer wieder gelingt es den verfolgten Männern, sich dem Zugriff der Polizei zu entziehen. Schließlich werden sie doch gefaßt. Nur dem Anführer der Gruppe gelingt es, in die zerklüfteten Berge der Tatra zu entkommen. Da die Bevölkerung überall auf seiner Seite steht, findet sich immer wieder noch ein Durchschlupf durch die dichten Polizeiketten. Aber eines Tages ist die letzte Patrone verschossen, und die Polizei kann die Handschellen auch um die Arme dieses Mannes schließen. Sie weiß schon lange, daß sie es mit dem Ingenieur Adam Doboszynski, dem Vorsitzenden der Nationalen Partei im Kreis Myslenice, zu tun hat. Anderthalb Jahre später wird er von dem Lemberger Schwurgericht zu zwei Jahren Arrest unter Anrechnung der Untersuchungshaft wegen Überfalls auf den Polizeiposten in Myslenice und wegen unbefugten Besitzes von Schusswaffen verurteilt. Der Besuch Doboszynskis und seiner Männer in der Wohnung des Starosten und die Gefechte, die er der Polizei geliefert hatte, wurden in der Anklage nicht weiter mehr erwähnt.

Das Lemberger Schwurgericht war schon die zweite Instanz, die sich mit dem Fall Doboszynski befaßt hatte. Einige Monate vorher hatte über ihn bereits das Krakauer Schwurgericht Recht gesprochen und war dabei zu einem Freispruch gelangt, da Doboszynski, so hieß es in der Begründung des Richterspruchs, aus ideellen Motiven gehandelt hat. Er habe mit seinem Marsch nach Myslenice gegen die Not der Bauern und ihre Ausbeutung durch die Juden protestieren wollen. Die Regierung war mit diesem Richterspruch nicht zufrieden. Sie betrachtete ihn ebenso wie die Taten Doboszynskis als eine

Protestaktion gegen das System. Darum ließ sie durch den Gerichtshof den Freispruch der Krakauer Geschworenen aufheben und ein neues Verfahren gegen Doboszynski vor dem Lemberger Schwurgericht anhängig machen, das dann zu dem oben geschilderten, ebenfalls erstaunlich milden Urteil gelangte. Sechsenddreißig Teilnehmer des „Marsches auf Myslenice“ waren schon im Sommer vorher zu Gefängnisstrafen bis zu zwanzig Monaten verurteilt worden.

Vierzehn Monate nach dem Marsch Doboszynskis, anlässlich der üblichen Feiern des Jahrestages der siegreichen Schlacht Marschall Pilsudskis über die Bolschewisten vor den Toren der polnischen Hauptstadt am 16. August 1920, versammelten sich in der gleichen Woiwodschaft Krakau über 30000 Anhänger der oppositionellen bäuerlichen Volkspartei zu einer mächtigen Kundgebung. Diesmal wurde beschlossen, es nicht bei den üblichen papiernen Protesten gegen das System bewenden zu lassen, sondern der Unzufriedenheit der Bauern über die herrschenden politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse durch einen zehntägigen Lebensmittellieferungsstreik Ausdruck zu geben. Die weiteren Ereignisse entwickelten sich mit Blitzesschnelle. Zunächst erhielten die mittelgalizischen Ortschaften keine Lebensmittellieferungen vom Lande. Bauern, die versucht hatten, den Streik zu durchbrechen und ihre Hühnereier, ihre Butter, ihren Käse, ihr Gemüse und ihr Obst auf die Märkte zu bringen, wurden von den Posten, die die bäuerliche Volkspartei an allen Zufahrtsstraßen aufgestellt hatte, mit Gewalt daran gehindert und teilweise erbärmlich verprügelt. Bald sprang der Streik auf alle galizischen Bezirke über und erfaßte schließlich sogar den südlichen Teil Zentralpolens. Selbst die Gemüsezufuhr nach Warschau begann zu stocken, die Preise auf den Gemüsemärkten der polnischen Hauptstadt zogen plötzlich mächtig an. Die Polizei versuchte die Lebensmittelbelieferung der Städte dadurch sicherzustellen, daß sie den Bauern, die weiterhin ihre Waren in die Städte fahren wollten, Posten mitgab. Aber damit wurde gar nichts erreicht. Die Bauern scheuten sich nicht, auch den Polizisten den Zutritt zu den Städten, selbst mit der Waffe in der Hand, zu wehren. Der Lebensmittellieferungsstreik nahm immer mehr den Charakter eines offenen Aufstandes gegen die Staatsgewalt an. Die Bevölkerung der Städte Galiziens, in denen wochenlang die üblichen Märkte ausfielen, bekam die Folgen der bäuerlichen Streikbewegung ernsthaft zu spüren. In einzelnen galizischen Städten verbarrikadierten sich die Bauern auf dem Markt. Die Posten an den Zufahrtstraßen wurden verstärkt,

ausgebaut und teilweise befestigt. In einzelnen Städten schlossen sich Marxisten der Aktion der Bauern gegen die Regierung durch Sympathiestreiks an. Die Lage für die Regierung begann gefährlich zu werden, zumal die ortsansässigen Polizeibeamten wenig Neigung und Lust zeigten, gegen die Streikenden mit der geforderten Rücksichtslosigkeit vorzugehen. Es wurden Polizeiverstärkungen aus den entfernten Woiwodschaften, aus Wolhynien, aus Wilna, aus Warschau, aus Posen und Pommerellen herangeholt. In Galizien entwickelte sich ein kleiner Bürgerkrieg. Die Bauern hatten Feldbefestigungen bezogen, in denen sie sich erst nach hartem Kampf ergaben.

Als die Verlustziffern auf seiten der Bauern bekannt wurden und die zehn für den Streik vorgesehenen Tage vorüber waren, wurde der Streik wieder abgeblasen. Nach einer offiziellen Verlautbarung, die acht Tage nach dem Bauernaufstand, über den in der polnischen Presse zunächst kein Wort erscheinen durfte, erschien, sind im Kampf gegen die Polizei 41 Bauern getötet worden. Die Verlustlisten der bäuerlichen Volkspartei enthielten die Namen von 70 Toten. Sie durften nicht veröffentlicht werden. Gegen 1500 Bauern wurden in die Gefängnisse eingeliefert und nach und nach vor den Richter gestellt. Obwohl auch auf seiten der Polizei nach nichtoffiziellen Verlautbarungen über ein Dutzend Beamte im Kampf gegen die aufrührerischen Bauern ums Leben gekommen waren, fanden die verhafteten Bauern, ähnlich wie Doboszynski und seine Anhänger, durchweg milde Richter, die erstaunlich kurzfristige Freiheitsstrafen verhängten.

Die Regierung hütete sich, durch exemplarische Strafen die passive Unzufriedenheit der Bevölkerung des Landes in eine aktive zu verwandeln.

Denn im Warschauer Schloß und im Innenministerium weiß man natürlich auch, daß die Zahl der Anhänger der Regierung weit, weit geringer als die Zahl derjenigen ist, die auf seiten der politischen Oppositionsparteien stehen. Da diese seit dem Jahr 1936 trotz ihres starken Einflusses auf die Bevölkerung keinen einzigen Vertreter im Parlament mehr haben, macht man ihnen gern billige Zugeständnisse.

Dieses polnische Parlament ist eine einzigartige Einrichtung: Es ist nichts als ein Zugeständnis für den leidenschaftlichen Hang des Polen, sich für die mangelhafte Wirklichkeit ein Gebäude von Fiktionen und lieben Illusionen zu errichten. Neun Zehntel aller Polen schwärmen von Demokratie und Parlamentarismus. Von diesen neun

Zehnteln sind aber wenigstens 75 v. H. von jeder Einflußnahme an der Gestaltung des Staates dank eines eigens zu diesem Zweck erfundenen komplizierten Wahlsystems ausgeschaltet. Sie sitzen vor den Hauseingängen zum Sejm und Senat. Aber sie beruhigen sich bei dem Gedanken, daß es in Polen doch immerhin ein Parlament gibt. Besser eine unpopuläre Regierung, eine Regierung, die gegen den politischen Willen des Volkes regiert, die aber ein Parlament unterhält, das das Auge zufriedenstellt, als eine Regierung, die vom Vertrauen des Volkes getragen wird, aber ohne Parlament arbeitet, und mag es noch so undemokratisch wie der polnische Sejm oder der polnische Senat sein. Treten die demokratischen Oppositionsparteien in ihrem Kampf um die Macht und um Einfluß auf die Regierung trotzdem aktiv hervor, wie das der Nationaldemokrat Doboszynski im Juni 1936 oder die galizischen Bauern im August 1937 taten, dann wird eben die Polizei eingesetzt. Ähnlich verfährt man mit Studenten, die sich in den Hör- und Übungssälen der Universitäten und Hochschulen gegen die jüdische Überflutung der akademischen Berufe zur Wehr setzen. Denn mit den Juden, die nun einmal das meiste Geld haben, das man zum Regieren braucht, möchte sich die Regierung nicht überwerfen. Geld ist wichtiger als das Vertrauen des Volkes.

*

Wir haben den 11. April 1938. Auch in Polen steht alles unter dem Eindruck der ersten deutschen Volksabstimmung im Großdeutschen Reich, die am Vortage stattgefunden hat. Über 99 v. H. aller Wahlberechtigten haben sich zu Adolf Hitler bekannt. In Polen, dem christlichen demokratischen Polen, empfindet man dieses Ergebnis fast wie eine eigene Niederlage. Besonders gilt das für die Vertreter der polnischen Presse, die monatelang und jahrelang ungeachtet der Verständigungspolitik ihrer Regierung mit dem Reich das vom Schuschnigg-Terror beherrschte katholische Österreich dem nationalsozialistischen „unchristlichen“ Deutschland als Ideal eines deutschen Staates gegenübergestellt hatten. Und nun dieses Ergebnis der Volksabstimmung vor allem auch in der soeben ins Reich heimgekehrten Ostmark!

In einem Warschauer Café unterhalten sich polnische Journalisten über die Frage, wie wohl solch eine Volksabstimmung in Polen ausfallen würde. Ein Anhänger der Rechtsopposition erklärt rundheraus, in Polen würden höchstens 5 v. H. aller Wahlberechtigten bei einer ehrlichen Volksbefragung ohne Polizeiaufsicht für diese Regierung stimmen. Ein Vertreter der Regierungspresse widerspricht. Er meint,

es würden immerhin 8 bis 10 v. H. sein. Er muß im weiteren Verlauf der Diskussion zugeben, daß wenigstens zwei Drittel aller Personen, die sich heute als Regierungsanhänger geben und einer entsprechenden Regierungsorganisation, etwa dem Lager der Nationalen Einigung, dem Schützenverband oder dem Legionärsverband angehören, keineswegs mit Leib und Seele dabei sind, sondern nur, weil sie als Beamte oder Angestellte staatlicher oder vom Staat abhängiger Betriebe einer derartigen Organisation angehören müssen. Ihrer inneren Überzeugung nach stünden aber nicht nur zahlreiche Beamte, sondern auch die meisten Offiziere wenigstens bis zum Major aufwärts im Lager der Opposition.

Der Streit um die Höhe der Zahl der aufrichtigen Regierungsanhänger geht noch lange hin und her. Aber es findet sich niemand, der sie mit mehr als 10 v. H. angibt. Darin ist man sich einig: Die polnische Regierung könnte es niemals wagen, der Bevölkerung Gelegenheit zu geben, ihre wirkliche Meinung zum Ausdruck zu bringen.

Wie ist es unter solchen Umständen trotzdem möglich, daß die Regierung sich hält und durchsetzen kann? Eine der Haupterklärungen ist in der zweckmäßigen Anwendung des Gummiknüppels des „Herrn Machthaber“ zu suchen, vor dem sich alle Bürger des Staates, wenn sie ihm unmittelbar gegenüberstehen, devotestens verneigen und den sie aus der Ferne hassen. In seiner Art stellt der polnische „Herr Machthaber“ tatsächlich eine (von der üblichen Norm allerdings in Haltung und Aufgabenbereich erheblich abweichende) Spitzenqualität des Polizisten dar.

Ohne ihn könnte dieser Staat, in dem von 34 Millionen Menschen 6 bis 7 Millionen Ukrainer, 2 Millionen Weißrussen, 1 Million Deutsche und mehr als 5 Millionen Juden, also wenigstens 13 Millionen keine Polen sind und in dem von den 21 Millionen Polen wenigstens 14 Millionen in Opposition zur Regierung stehen, nicht existieren.

Dieses Machtinstrument befindet sich in der Hand einer Gruppe von Menschen, die, mit bürgerlichen Maßstäben gemessen, verkrachte Existenzen sind. Sie sind fast alle auf dem Weg zu einem „ordentlichen“ Beruf steckengeblieben und haben sich, geleitet von der machtvollen Persönlichkeit Marschall Pilsudskis, dem Beruf eines Verschwörers gegen den Staat und später als Legionäre dem des Soldaten ohne Beruf und vielleicht manchmal auch ohne Berufung zugewandt. Soziologisch und psychologisch gesehen, sind die Männer, die heute die Politik in Polen machen, entweder Abenteurer,

Revolutionäre oder Soldaten, die eins gemeinsam haben, daß sie persönlich nichts zu verlieren haben und die darum auch das Machtinstrument der polnischen Polizei jederzeit rücksichtslos einzusetzen entschlossen sind. Der jetzige Ministerpräsident, General Skladkowski, hat 1930 die erste „Pazifikation“ der Ukrainer in Ostgalizien durchgeführt. Dem jetzigen Außenminister, Oberst Beck, sagt die Rechtsopposition immer noch nach, daß er im Mai 1926 General Zagórski verschwinden ließ, der den militärischen Widerstand gegen Marschall Pilsudski bei dessen Maiputsch organisierte und geleitet hatte. Jedenfalls ist bis zum Jahre 1939 nicht geklärt worden, wo General Zagórski, nachdem Marschall Pilsudski die Macht an sich gerissen hatte, geblieben ist.

Dieser Gruppe von Männern, die zu allem entschlossen sind, stehen als Opposition vor allem Bürger und Bauern, also die besitzenden Schichten, gegenüber, von denen die einen in der nationaldemokratischen „Nationalen Partei“, die anderen in der bäuerlichen „Volkspartei“ politisch organisiert sind. Wer Besitztender ist, pflegt den Machthaber doppelt zu respektieren. Der Polizist ist in der Hand der Männer der jetzigen polnischen Regierung das Rückgrat des Staates.

8. Die bösen Deutschen

Wer an einem Spätherbsttag auf dem Weg von der polnischen Hauptstadt in die alte Königsstadt Krakau nach sechsstündiger Eisenbahnfahrt den Kopf zum Fenster hinaussteckt, dem tut der Blick über die morgengefeuchten, frischen und sonnüberglänzten Wiesen und die umgelegten Schollen der braunen Äcker nach Wochen in Nebel und feinem Regengeriesel doppelt gut. Aus der flachen, ein wenig eintönigen Landschaft, die das Auge von Warschau her in dieser Jahreszeit grau in grau zu sehen gewohnt ist, heben sich freundlich kleine Hügel heraus: erste, weit vorgeschobene Vorposten der mächtigen Bergzüge der Tatra.

Das ist der erste Gruß, den Krakau dem Reisenden entgegenschickt, der von Warschau her in den polnischen Süden kommt, dessen Mittelpunkt Krakau ist. Und mehr als das: Krakau ist neben Warschau ohne Frage die bedeutendste Zentrale des geistigen Lebens in Polen. Über Warschau hinaus unumstritten und unumstreitbar der eindrucksvollste Zeuge polnischer Vergangenheit, Beispiel der schicksalhaften Verbundenheit dieses Landes mit dem Westen, seiner Kultur, Gesittung und Geschichte.

Wer die Seiten polnischer Geschichte durchblättert, erkennt un schwer das Leitmotiv, das immer wieder in ihr aufklingt, ihren Gang bestimmte und weiter bestimmen wird: die Aufgeschlossenheit für die Kulturströme aus dem nahen Westen, die Land und Volk befruchten, um Bollwerk im Grenzraum zwischen Orient und Okzident, zwischen europäischer und orientalisches-asiatischer Kultur und Gesittung sein zu können.

Krakau ist dieses Schicksal von der Geschichte auf die Stirn geschrieben worden. Was heute unser Auge entzückt, was dieser Stadt den Namen „Nürnberg des Ostens“ schenkte, das ist auf den Trümmern der im dreizehnten Jahrhundert von den Tataren zerstörten alten Stadt durch die Schaffenskraft und Schaffenslust der aus dem Westen herbeigerufenen deutschen Bürger, Bauherren und Künstler zum unvergänglichen Ruhm dieser polnischen Metropole entstanden: die langgestreckten gotischen Tuchhallen, in denen sich im Mittelalter Kaufleute aus allen Ländern Europas trafen, um sich mit dem feinen Krakauer Tuch zu versorgen; die herrliche Marienkirche mit

ihren mannigfaltigen Kunstschatzen; der trutzige Rathausturm; der anmutige Hof der alten Universität; das alte Florianstor mit der vorgelagerten Rundbefestigung, dem „Barbakan“, und die lange Reihe alter Paläste und Wohnhäuser, die fünf Jahrhunderte und mehr überdauert haben.

Krakau ist eine alte Stadt. Es gibt im gesamten europäischen Osten kaum eine, die sich mit ihr in der Fülle architektonischer und künstlerischer Schönheiten vergleichen könnte, die nach jenem Überfall aus dem asiatischen Osten auf diesem Boden gewachsen und gereift sind. Die Gotik zwar, die hier seit der deutschen Einwanderung im Mittelalter von dem Fleiß, der Wohlhabenheit und dem Kunstsinn seiner ursprünglich ausschließlich deutschen Bürger in so vielerlei Gestalt Zeugnis ablegt, hat den wuchtigen und kühnen Charakter ihrer Heimat ein wenig ins Gefühlvollere abgewandelt. Der eine der beiden ungleichen Türme des im Laufe der Jahrhunderte dunkel gewordenen Backsteinbaus der Marienkirche ist in übermütiger Laune mit einem von zierlichen kleinen Türmchen umringten Helm fröhlich bekränzt; den gotischen Bau der alten Universität haben die um den Hof herumlaufenden Spitzbogengänge mit südlicher Anmut umgeben.

Neben jenen vielen steinernen Zeugnissen der Verbundenheit dieser Stadt mit der Kultur des benachbarten Westens — selbst in der heute ausschließlich jüdischen Vorstadt Kazimir träumen einige vergessene und langsam verfallende gotische Backsteinkirchen von dem Glanz vergangener Jahrhunderte — bekunden die herrlichsten Werke der größten Meister des Mittelalters den bestimmenden Anteil deutscher Menschen an dem geschichtlichen Werdegang dieser Stadt. Die Marienkirche birgt den schönsten Flügelaltar, den die fleißigen Hände des Nürnberger Meisters Veit Stoß hier in Krakau in den Jahren 1477 bis 1489 schnitzten. In diesem und in anderen alten Gotteshäusern stoßen wir auf Werke des Goldschmieds Matthias Stoß, des großen Holzschnitzers Bruder, auf Werke seines Sohnes Stanislaus und seines Gesellen Jörg Huber von Passau. Peter Vischer der Ältere hinterließ hier einige seiner herrlichsten Werke, ebenso Hans Dürer, des großen Meisters jüngster Bruder, der in Krakau zwölf Jahre als königlicher Hofmaler wirkte, nebst seinen fränkischen Kollegen Hans Süß von Kulmbach und Michael Lenz von Kitzingen. Unter den berühmten Glockengießern, die sich in Krakau betätigt haben, begegnen wir gleich drei Meistern unbestritten deutscher Herkunft: Simon Bochwitz, Oswald Baldner und dem Nürnberger Johann Behem, der die riesige Sigismund-Glocke gegossen hat, die

die Krakauer und alle Polen heute noch als einen ihrer größten Schätze und eine der wertvollsten Erinnerungen aus der großen Zeit des Mittelalters bewundern.

Polens älteste Kaufmannsgilde, die Krakauer kaufmännische Kongregation, feierte 1935 ihr 525jähriges Jubiläum. Unter den Männern, die, wie aus einer alten, noch heute erhaltenen Urkunde hervorgeht, im Jahre 1710 diese Organisation leiteten, die an dem Schicksal der Stadt so hervorragenden Anteil nahm, ist auch nicht einer, der einen anderen als deutschen Namen trug. Sie hießen: Gemelich, Wenyng, Schiller, Kaldherberg, Morstyn und Homann.

Gewiß, von den deutschen Bürgern, die damals, im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert und in späteren Jahren, nach Krakau kamen und diese polnische Stadt aufbauten und sie mit den Denkmälern ihres Glaubens, ihres Fleißes und ihres Kunstsinns erfüllten, haben sich keine Nachfahren das Bewußtsein ihrer Deutschblütigkeit bis in die Gegenwart bewahrt. Aber ihre Werke sprechen eine unvergängliche und unverfälschbare Sprache. Was heute in dieser schönen alten Königsstadt an der Weichsel an die stolze Geschichte des polnischen Volkes erinnert, ist mit jenen Zeugnissen deutscher Menschen unverkennbar und untrennbar verknüpft. Was östliche Barbarei zerstörte, das bauten die hervorragendsten Vertreter des deutschen Nachbarvolkes nur um so glanzvoller wieder auf.

Das berühmte Wawelschloß freilich, das sich an der Weichsel über der Stadt erhebt, gehört mit den meisten seiner herrlichen Bauten zu einer anderen Kulturepoche. Denn so wie das Schloß heute unser Auge entzückt, entstand es nach einem Brande im letzten Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts auf Weisung von König Sigismund I. und seiner italienischen Frau unter den Händen italienischer Meister als eines der edelsten Bauwerke der Renaissance unter dem Himmel des Nordostens. Aber die Kathedrale dicht neben dem Schloß, in deren Grüften neben anderen Helden des Schwertes und des Geistes Marschall Pilsudski ruht, gehört der Gotik an und birgt weitere kostbare Schätze der großen Nürnberger Meister.

Keine Stadt ist so ausschließlich durch die Leistungen deutscher und italienischer Künstler bestimmt und geprägt worden wie dieses Krakau, diese alte Stadt der polnischen Könige an der oberen Weichsel.

Der polnischen Hauptstadt ist außer einem imposanten Gebäude nichts verlorengegangen, als man dort bald nach der Errichtung des polnischen Staates die orthodoxe Kathedrale, dieses rücksichtslose Denkmal des Ostens, zerstörte. Würde man in Krakau beseitigen,

was die Meister deutschen und italienischen Blutes hier im Laufe der Jahrhunderte emporwachsen ließen, würde man nur stehenlassen, was die Hände polnischer Menschen und die Juden erbaut haben, Krakau würde außer einer riesigen Judenstadt, in der das Atmen schwerfällt, nur einige charakterlose Mietskasernen, die langweiligen Steinbaukasten Häuser aus der Zeit der Jahrhundertwende und einige moderne, nicht einmal besonders gelungene Vorortviertel aufzuweisen haben, nichts, aber auch nichts, was das Auge froh macht durch edle Form und die Besinnung auf die starke, sich selbst überdauernde Schöpferkraft des Menschen.

Krakau ist ein Symbol. Denn der deutsche Geist, der dieser Stadt ihren über die Jahrhunderte hinausreichenden Glanz, ihre Bedeutung und ihre edle Schönheit gab, hat auch unzähligen anderen großen und kleinen Städten auf dem Boden des heutigen Polen, soweit sie mehr als nur ein Getto und schmutzige Gassen besitzen, ein ewiges Gepräge gegeben.

Auch was die polnische Hauptstadt Warschau an edler Schönheit aufzuweisen hat, verdankt sie ihren deutschen Einwohnern, denen Warschau, wie übrigens unzählige andere Städte auch, Krakau nicht ausgenommen, seine Stadtgründung verdankt. Bis zum Jahre 1207 gab es nur ein elendes Fischerdörfchen, das den Namen der heutigen polnischen Hauptstadt trug. Mit ihrer Gründung, die deutsche Einwanderer unter Konrad II. von Masowien vornahmen, erhielt die Stadt deutsches Recht. Stadtrat und Verwaltung lagen in den Händen von Deutschen. Alle Urkunden und Protokolle, die aus jener Zeit erhalten sind, liefern den Beweis, daß die Sitzungen und Verhandlungen im Rat in deutscher Sprache geführt wurden. Dieser deutsche Einfluß in der Leitung der Geschichte der Stadt reicht weit bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein. Als in Warschau auf einer Ausstellung Vergangenheit und Gegenwart der polnischen Hauptstadt zu sehen waren, da hatte man die alten Krüge und anderen Gebrauchsgegenstände der einzelnen Innungen der Stadt, die aus früherer Zeit stammen, vorsorglich so hingestellt, daß der Besucher nicht imstande war, deren deutsche, und zwar ausschließlich deutsche Inschriften zu erkennen. Aber einige Krüge und Gegenstände waren auf beiden Seiten beschriftet, so der Zinnkrug der Schusterinnung aus dem Jahre 1726. Er enthält die Namen Philipp Kuperschmitt und Veli Müller, „baite Gesworene Meister“.

Die Baurkunde eines Rathauses aus dem Jahre 1786 weist noch unter den sieben angeführten „Nobiles und Spectabiles“ der Stadt fünf

Deutsche, nämlich Peters, Dimminger, Geißler, Kabs und Teschner, auf. Von den 42 genannten „Honorati et Famati“ der damaligen Stadt Warschau trugen noch 21 deutsche Namen. Aus den Reihen der Deutschen erstanden der Stadt auch die bedeutendsten Bürgermeister. Franz Witthoff, einer der berühmtesten, war achtmal Vogt und einmal Präsident der Altstadt. Die erste Münze wurde von einem Deutschen eröffnet. In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts errichtete der Deutsche Ehlert die erste Druckerei; ihm folgte bald darauf als zweiter Druckereibesitzer in Warschau Karl Ferdinand Schreiber. 1778 errichtete der Sachse Simon Gottlieb Zug die protestantische Kirche. Von den späteren Bauten, die einen architektonischen Wert besitzen und von Deutschen errichtet wurden, seien nur der Ehrenhof des Sächsischen Palais, der Garten des Sächsischen Königsschlusses und die prächtige Ujazdowski-Allee genannt, die noch heute nicht nur die schönste Straße der polnischen Hauptstadt, sondern wohl die schönste Straße ist, die es in Polen überhaupt gibt. Weiter verdanken der Lazienki-Park, der Krasinski-Park, der Universitätsgarten und zahlreiche Parks in der Umgebung Warschaus ihr Dasein deutschen Architekten und Gartenkünstlern wie Pöppelmann, Schultz, Strobel, Christian Schuch, Knackfuß und Schubert. Wie weit der deutsche Einfluß in Warschau bis in unsere Gegenwart hineinreichte, zeigt die Geschichte der deutschen Presse in der heutigen polnischen Hauptstadt. 1757 erscheint die erste Nummer der „Warschauer Zeitung“. Die letzte Nummer erhielten die deutschen Bürger der Stadt im Jahre 1862 zugestellt. Diese Warschauer Zeitung nennt die Straßennamen der polnischen Hauptstadt deutsch. Wer ihre Seiten durchblättert, stößt auf Namen wie Methstraße, Neue Welt, Eisernes Tor, Krakauer Vorstadt, Marschall-, Gold-, Senatoren- und Taubenstraße. Aus den sehr aufschlußreichen vergilbten Blättern kann man noch so manches andere herauslesen über den starken Anteil der deutschen Bürger an der Entwicklung der Stadt bis um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. So war damals der Direktor der Gasanstalt der Deutsche Voß. Die Buchhandlungen befanden sich in den Händen von Friedlein, Berlach, Gebethner, Wende und Merzbach. Der berühmte deutsche Klaviervirtuose Karl Tausig ist der Sohn eines Warschauer deutschen Klavierlehrers.

Aber die „Warschauer Zeitung“ war nicht das einzige deutsche Blatt, das dem Lese- und Bildungsbedürfnis der deutschen Bürger Genüge leistete. Neben der „Warschauer Zeitung“ gab es im achtzehnten Jahrhundert noch sechs andere deutsche Wochen- und

Monatsschriften. Ja selbst die polnische Publizistik hat einen deutschen Vater. Lorenz Mitzler von Kolof, der aus seiner sächsischen Heimat als Erzieher der Söhne des Großkanzlers Malachowski nach Warschau gerufen wurde, gab 1749 zunächst eine deutsche und einige Jahre später eine polnische Zeitschrift, die „Warschauer Bibliothek“, heraus. Sie war die erste literarische Zeitschrift in Polen. Der zweite große Verleger Warschaus war der Deutsche Gröll, der sich um die Verbesserung des Drucks große Verdienste erwarb. Er verlegte neben deutschen Schriften auch Werke polnischer Autoren. Der aus Thorn stammende Samuel Gottlieb Linde, der als Erwachsener die polnische Sprache erlernt hatte, erwarb sich als Sprachforscher einen glanzvollen Namen. Er gab das erste Wörterbuch heraus, das den gesamten polnischen Sprachschatz umfaßte und das sich die Verfolgung der Entwicklung der Sprache zur Aufgabe gesetzt hatte. Die einzelnen Bände dieses Werkes erschienen in den Jahren 1807 bis 1814. Alle wissenschaftlichen Institute Deutschlands und Frankreichs machten Linde zu ihrem Ehrenmitglied, und die Polen gaben ihrer Anerkennung für die ungewöhnliche Leistung des Deutschen durch die Überreichung einer goldenen Medaille und einer Denkmünze Ausdruck. Josef Xaver Elsner wiederum gründete 1779 die Warschauer Oper, die er zehn Jahre hindurch als Direktor geleitet hat. Später betätigte er sich als Professor an dem von ihm gegründeten Warschauer Konservatorium, wo Moniuszko und Chopin seine berühmtesten Schüler waren.

Aber halten wir Umschau unter den übrigen Städten Mittelpolens. Die schon erwähnte „Warschauer Zeitung“ nennt im Jahre 1857 acht Städte mit überwiegend deutscher Bevölkerung: Alexandrow, Babiak, Konstantynow, Neuhof, Ozorkow, Sudargi, Szaki und Tomaschow. In Lodz, Zgierz und Wladyslawow entsprach die Zahl der Deutschen fast genau der der Polen. Aber nur zwanzig Jahre zurück war Lodz noch eine vorwiegend deutsche Stadt. Von den 6605 Einwohnern des Jahres 1839 waren 4884, also 73,9 v. H., Deutsche. Deutsche Einwanderer hatten ja auch die Textilindustrie in dieser Stadt gegründet und weiterentwickelt.

Aber der deutsche Kultureinfluß reicht weit über Mittelpolen innerhalb des heutigen polnischen Staatsraumes hinaus. Von der alten Königsstadt Krakau aus nahm das deutsche Kunstschaffen seinen Weg über Tarnow, Rzeszow bis nach Lemberg. Die dortige römisch-katholische Kathedrale ist von zwei Breslauer Baumeistern, Joachim Grom und Ambrosius Rabisch, erbaut und 1480 vollendet worden. Die berühmte Georgskathedrale auf dem Heiligen Jur in Lemberg,

der schönste Renaissancekirchenbau auf polnischem Boden, verdankt sein Entstehen dem Deutschen Bernhard Merdener. Im Norden wanderte die deutsche Gotik über Lomza, Bialystok und Grodno bis nach Wilna. Hier ragt neben dem prächtigen ziegelroten Bau der Annenkirche die von Johann Christoph Glaubitz um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erbaute Katharinenkirche als Denkmal deutschen Geistes und Kultureinflusses hervor. Wenige Kilometer von der sowjetischen Grenze entfernt leuchten die vergoldeten Kuppeln und Türme des berühmten alten Russenklosters Poczajow, ein prächtiger Barockbau, weit in die Ebene hinein. Die riesige Kuppel der Kirche beherrscht das ganze Land. Auch dieses fernste Denkmal europäischer Kultur ist das Werk eines Deutschen, nämlich des Schlesiens Gottfried Hoffmann.

Die architektonischen Kulturdenkmäler der polnischen Städte sind mittelbar oder unmittelbar Leistungen der deutschen Bürger, die diese Städte errichtet haben. Die bekanntesten Namen Warschauer Bürgerfamilien, wie Herse, Ulrich, Gerlach, Wedel, Fuchs, Fugger, Brun und unzählige andere, legen noch heute in Warschau und Lemberg, in Krakau und Wilna, in Lodz und in Posen (von den Städten, die auf dem Boden des ehemaligen deutschen Ordenslandes stehen, ganz zu schweigen) Zeugnis von dem deutschen Blut ab, das diese Städte in europäische Kultur und Zivilisation hineingeführt hat. Die deutschen Einwanderer kamen in die Burgen und die alten primitiven Bergwerke. Lübecker und Magdeburger, Kulmisches und Neumärkisches Recht, deutsche Stadtverfassung und Gerichtsordnung, Ratsherren und Schöffen, Bürgermeister und Vögte, Innungen und Gilden lenkten im Mittelalter auf dem Boden des heutigen polnischen Staates Handwerk, Handel und Verkehr ganz in deutsche Bahnen. Wo Deutsche selbst nicht hinkamen und nicht eigenhändig europäische Kulturstätten errichteten, wirkte sich der auffällige Vorteil der neuen Ordnung, die die Deutschen woanders hingebracht hatten, unmittelbar aus: der Bereich der deutschen Kultur war größer und tiefergreifend als der des deutschen Blutes und der deutschen Namen. Nach und nach wurden auch auf dem flachen Lande die verwahrlosten polnischen Dörfer auf deutsches Recht ausgesetzt. So wurde wenigstens zu einem kleinen Teil das ungeheure Kultur- und Zivilisationsgefälle zwischen den deutschen Menschen, die aus dem Westen gekommen waren, und den zurückgebliebenen slawischen Bewohnern des Landes ausgeglichen.

Die deutsche Kulturleistung wird von den Polen heute nicht gern

zugegeben. Aber einer der berühmtesten polnischen Schriftsteller, der in seinen Werken niemals als Deutschenfreund hervorgetreten ist, Boleslaw Prus, gab um die Jahrhundertwende in der „Gazeta Polska“ freimütig zu: „Unsere Beziehungen zum deutschen Volk waren stets die allerbesten. Wir erhielten von ihnen den gotischen Stil in der Architektur, die Schnitzerei, vielerlei Gerät, Gefäße und Handwerkszeug, eine Menge wissenschaftlicher Kenntnisse, die Industrie, den Handel, viele Gebräuche und Organisationsformen. Schämen wir uns der Wahrheit nicht: Diesem edlen Volke verdanken wir den größeren Teil unserer Zivilisation!“

Den größeren Teil seiner Zivilisation verdankt das polnische Volk nicht der eigenen Leistung und auch nicht der französischen Nation oder gar der englischen, sondern „dem edlen deutschen Volk“. Lebte Boleslaw Prus noch heute, er würde bestimmt wegen „Verbreitung defaitistischer Stimmungen“ für eine längere Zeit hinter schwedischen Gardinen gebracht werden, wie das mit hundert anderen Polen geschehen ist, die aus eigener besserer Kenntnis der Dinge es gewagt haben, der billigen Greuel- und Lügenpropaganda gegen Deutschland entgegenzutreten, die seit dem April 1939 in Polen als Beweis patriotischer Gesinnung gilt.

Im heutigen Polen hört man die Wahrheit über Deutschland und über die Leistungen seiner Söhne auf polnischem Boden nicht gern. Dankbarkeit für empfangene Wohltaten ist zwar eine schöne, aber seltene Tugend. Sie hat in Politik und Geschichte den niedrigsten Kurswert.

Die französische Nation hat Polen im Vergleich zur deutschen fast nichts geschenkt. Ja es gibt in der Geschichte der französisch-polnischen Beziehungen einige sehr schwarze Seiten. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert stand Frankreich mehrfach im Bund mit den Türken, die auf französischen Wunsch in Polen einfielen und das Land verwüsteten. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wurden die polnischen Legionen, die in Frankreich aufgestellt worden waren, um der guten Beziehungen zwischen Paris und Petersburg willen nach San Domingo verschickt, wo der größte Teil von ihnen umkam. Polnische Emigranten wurden in Frankreich in Konzentrationslagern zusammengepfercht und als Kanonenfutter in Nordafrika verbraucht. Während des Weltkrieges hatte man in Paris für die Wünsche der lieben Polen zunächst überhaupt kein Ohr, und auch noch nach der Errichtung des polnischen Staates hat Frankreich unzählige Beweise dafür erbracht, daß es, wenn es um die eigenen staatlichen Interessen, wie zum Beispiel in der Bündnispolitik mit

Moskau, geht, auf Polen auch nicht die geringste Rücksicht zu nehmen geneigt ist.

Und doch schwärmt jeder Pole für Frankreich und nicht für Deutschland.

Das zaristische Rußland hatte fortlaufend die besten Söhne des polnischen Volkes in das fernste Sibirien schleppen lassen. Unzählige von ihnen sind dort umgekommen. Zu Hunderten wurden polnische Patrioten hingerichtet. Echte Kulturleistungen hat Rußland in Polen nicht vollbracht. Und doch ist jedem Polen der Russe viel sympathischer als der Deutsche.

Warum?

Die Frage ist nicht politisch-geschichtlich oder moralisch, sondern letzten Endes nur psychologisch zu beantworten. Das polnische Volk hat Sympathien für Frankreich und Rußland, weil es diesen Nationen ebensogut wie nichts zu verdanken hat. Vom deutschen Volk wurde Polen der größte Teil seiner Zivilisation und Kultur geschenkt, ja ohne die Leistungen und Beiträge des deutschen Volkes wäre das heutige Polen schlechterdings gar nicht denkbar. Um dieser Leistung willen wird der Deutsche gehaßt. Er hat im Laufe der Geschichte auf polnischem Boden zu oft und zu eindringlich seine Überlegenheit dem Polen gegenüber erwiesen. Er hat die Städte gegründet, modernes Handwerk und Handel nach Polen gebracht. Ihm sind die modernen Methoden der Landbestellung zu verdanken. Die Dreifelder-Wirtschaft des Mittelalters ist durch die deutschen Klosterorden, die überall im Lande gegründet wurden, nach Polen gelangt. Der Deutsche hat auf so vielen Abschnitten der Kulturentwicklung den entscheidenden Anstoß gegeben. Auf ihn ist die Entstehung des Bürgerstandes in Polen zurückzuführen. Er hat durch die Rechtsordnung, die er für Stadt und Dorf mitbrachte, zu bedeutsame Beiträge zur Entwicklung der Volkwerdung unter den Polen geliefert. Er hat Einöden und Sumpfbiete fruchtbar gemacht. Er ist in die unwegsamsten Urwälder eingedrungen und hat sie der Kultur erschlossen. Er hat zu viel Beispiele für seinen Ordnungssinn, seinen Fleiß, seine Zähigkeit und sein Organisationstalent erbracht. Er hat in so vieler Hinsicht seine Überlegenheit gegenüber den Polen an den Tag gelegt, daß man ihn zwar achten, aber doch auch fürchten muß, ihn jedenfalls nicht lieben kann. Wo in der Welt hat auch schon einmal ein Schuldner seinen Gläubiger geliebt, besonders dann, wenn überhaupt keine Möglichkeiten zur Rückzahlung der Schuld vorhanden sind?

Nein, der Deutsche ist den Polen ein zu großer Nachbar. Am

sympathischsten war den Polen der Deutsche noch unmittelbar nach dem Weltkrieg, als sich im Reich Lumpen und Juden breit machten, als alles drunter und drüber ging, als Deutschland nur ein Spielball in der Hand seiner Gegner war und aufgehört hatte, ein geachtetes Glied in der Familie der Nationen zu sein. Je stärker sich aber im deutschen Volk wieder die Kräfte der inneren Erneuerung und des Aufbaues, der Tüchtigkeit, der Ordnung und des Stolzes durchsetzten, um so stärker wurde in Polen die Furcht vor dem Nachbar und mit der Furcht allerdings auch der Respekt und die Abneigung. Mit Entsetzen sah man in Polen, wie sich das deutsche Volk immer mehr von der Ebene fortbegab, auf der es seinem inneren und äußeren Wert nach mit dem polnischen etwa gleich auf gleich gestanden hatte. Es bildete sich ein immer größerer Abstand zwischen hüben und drüben heraus. Im Polen entstand wieder sein altes — durchaus verständliches — Minderwertigkeitsgefühl, über das man sich durch um so lautere Deklamationen der eigenen Tüchtigkeit und einer angeblichen Aufwärtsentwicklung zu beruhigen versucht. Gleichzeitig ist man bestrebt, sich von dem allzu großen Nachbarn ein möglichst kleines Bild zu machen. Darum fabriziert man sich selbst und allen gleichwertigen Leidensgenossen zur Trost die unsinnigsten und blödesten Greuelgeschichten über das deutsche Nachbarvolk und seinen Staat. Man gibt sich die größte Mühe, um es nur durch das Verkleinerungsglas und sich selbst durch das Vergrößerungsglas zu sehen. Auf diese Weise erscheinen dann die von Natur aus ungleichen Größen zwar verzerrt aber doch etwa gleich groß.

Nur aus dieser psychologischen Perspektive ist die Haltung des polnischen Staates gegenüber der deutschen Volksgruppe in Polen verständlich. Als Erben des stolzen Kulturvermögens ihrer Vorfahren werden sie nur insoweit als gerngesehene Gäste empfunden, als sie sich als charakterlos genug erweisen und um des guten Fortkommens wegen oder aus ähnlichen materiellen Beweggründen zunächst das Licht ihrer deutschen Abstammung unter den Scheffel stellen, um dann allmählich in das polnische Volk hinüberzugleiten. Aus diesem Minderwertigkeitsgefühl heraus fälscht auch das polnische Volk mit so viel Eifer und Beredsamkeit wenigstens vor seinen Augen und für sich selbst die nationale Zugehörigkeit der größten Söhne der deutschen Volksgruppe auf polnischem Boden ins Polnische um: den Nürnberger Veit Stoß wie den Thorner Sohn einer deutschen Patrizierfamilie Nikolaus Kopernikus und den größten Forscher der polnischen Sprache und Literatur, den Berliner Univer-

sitätsprofessor Brückner, der auf seinem Gebiet das große Erbe des Deutschen Linde aufgenommen und fortgeführt hat.

Den traurigen Prozeß der Umvolkung machten die Deutschen Kongreßpolens in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und in den ersten dreieinhalb Jahrzehnten des zwanzigsten durch. Bis dahin hatten die polnischen Behörden die Deutschen dieser Gebiete mit einer gewissen Großzügigkeit behandelt. Man hielt sie für harmlos und glaubte, daß sie sich auf dem „besten Wege“, Polen zu werden, befänden. Man ging darum gegen sie nicht mit jener brutalen Rücksichtslosigkeit vor, die den in nationaler Hinsicht viel selbstbewußteren Deutschen in den ehemals preußischen Gebietsteilen und im Bielitzer Bezirk gegenüber stets angewandt worden war. Man förderte allerdings mit einem verdächtigen Eifer die von den geeigneten Stroh Männern, selbstverständlich durchweg deutschen Namensträgern, gegründeten Renegatenorganisationen und deutsch geschriebenen Presseorgane, die, wie die „Christliche Volkspartei“ des verstorbenen ehemaligen Senators Dr. Pant in Königshütte oder die „Vereinigung der Deutschen in Polen“ mit dem Sitz in Lodz und die Zeitungen „Der Deutsche in Polen“ und „Der deutsche Wegweiser“, das nationale Bewußtsein, vor allem aber das Zugehörigkeitsgefühl der Deutschen zu ihrem Gesamtvolk, verringern und auslöschen sollen.

Aber mit dem Augenblick, in dem der aus dem Nationalsozialismus geborene neue Volksgedanke auch eine Wiederbesinnung der nationalen und völkischen Kräfte unter den schlafenden Deutschen der mittelpolnischen Gebiete auslöste, ging man gegen sie mit um so stärkerem Eifer vor. Mit Hilfe der verschiedenartigen Regierungsorganisationen, wie der Ortsgruppen des Lagers der Nationalen Einigung oder des Schützenverbandes, wurde die polnische Bevölkerung, die bis dahin friedlich und einträchtig mit den Deutschen zusammengelebt hatte, gegen diese aufgehetzt. Die polnische Presse bekam ihre Anweisungen, die Schulbehörden wurden angehalten, das deutsche Schulwesen zu unterdrücken, die Verwaltungsbehörden, deutsche Vereine kultureller, wirtschaftlicher und sportlicher Natur zu schließen und deren Vermögen zu beschlagnahmen und die Zeitungen der deutschen Volksgruppe durch immer wiederkehrende Beschlagnahmen bis zur völligen wirtschaftlichen Vernichtung zu schädigen. Vor allem wurden die in Mittelpolen völlig unter staatlichem Einfluß stehenden obersten Behörden der evangelischen Kirche eingesetzt. Es hagelte dann auch Schlag auf Schlag Pressebeschlagnahmen, Versammlungsverbote, Verhaftungen, Störungen

deutscher Versammlungen durch organisierte Banden, politische Totschläge, Vereinsauflösungen, Beschlagnahmen der Grundstücke deutscher Vereine und Organisationen. Je ärger sich die Polen in ihren Hoffnungen auf eine baldige Aufsaugung des Deutschtums getäuscht sahen, desto brutaler gingen sie vor. Im fernen Wolhynien wurden sehr bald in den heißen Frühlings- und Sommermonaten des Jahres 1939 sämtliche deutschen Organisationen, ganz gleich ob politischer, wirtschaftlicher oder kultureller Art, geschlossen, und alle deutschen Männer und Frauen, die in der Volkstumsarbeit besonders hervorgetreten waren, zunächst unter Polizeiaufsicht gestellt oder mit Hilfe der berüchtigten Grenzzone-Verordnung zum Verlassen ihrer Heimat gezwungen. Mit ähnlichen Methoden drangsalierte man das Deutschtum in Ostgalizien. Der Pole schätzt keinen selbstbewußten deutschen Mann und keine mit ihrem Volkstum verwachsene deutsche Frau. Er hat nur für Leute wie das Oberhaupt der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Mittelpolen, Bischof Bursche, Verwendung, der als Sohn volksbewußter deutscher Eltern in dem Augenblick zum Polentum überwechselte, als er Heimat und Vaterhaus verlassen hatte, um sich an der Dorpater Universität für seine Zukunft als evangelischer Theologe vorzubereiten, und der es darum für zweckmäßig hielt, in eine polnische Landsmannschaft einzutreten. Für derartige Männer hat man in Polen Verwendung. Man zeichnet sie sogar mit dem höchsten Orden, den man zu vergeben hat, aus. Heute ist Bischof Bursche der erste Streiter im Kampf um die Polonisierung der deutschen Bevölkerung Mittelpolens. Die ihm unterstellte Kirche bietet ihm für diese polonisierenden Bestrebungen vielerlei Ansatzpunkte und Möglichkeiten der Beeinflussung der Gemeinde und der Verfolgung und Dienstenthebung solcher Geistlicher, die nicht nach der polnischen Melodie seiner geistlichen Flöte tanzen wollen.

★

Wolhynien ist ein schönes Land. Besonders im Sommer, wenn die Wege trocken sind und die Fruchtbarkeit der Erde in die Halme schießt. Im Süden, also nach Galizien zu, ist die Landschaft sanft gewellt, weiter im Norden, wo Wolhynien an die Pripjetsümpfe stößt, dehnt es sich in einer endlosen flachen Ebene. Wie makellos eben die Erde ist, zeigt der Abend, wenn die Sonne langsamer als irgendwo anders am Horizont verglüht und das Land langsam zwischen den zu riesigen Giganten wachsenden Schatten der Sträucher und Bäume im gedämpften Glanz des verblassenden Lichts still

wird, bis die Schatten mit der hereinbrechenden Nacht verwachsen sind.

Wolhynien ist auch ein fruchtbares Land, jedenfalls seit fünfzig Jahren, seit die deutschen Kolonisten aus Ostgalizien, aus Mittelpolen, vor allem aus den Niederungen des Weichselbruchs, bis hierher vorstießen und mit ihrem Fleiß und Können die Sumpfflächen entwässerten und die Urwälder rodeten. Die Erde gibt reichliche Frucht.

Und doch dieses Elend.

Wir sitzen in einer der blitzblanken Stuben einer deutschen Kolonistenfamilie. Selbstgezimmerter, gediegener, aber auch alter, ererbter Möbel. An den Wänden Lichtbilder der Eltern und ein paar Erinnerungen aus der Heimat. An einem Ehrenplatz die Bilder des polnischen Staatspräsidenten und des Führers. Die Bauern des Dorfes sind um uns versammelt. Wir fragen, und die Bauern fragen. Sie treten allmählich aus ihrer Zurückhaltung heraus und wollen etwas Neues hören aus der Welt, aus Deutschland. Wir von dem Schicksal dieser deutschen Siedler am Rande Polens, am Rande der europäischen Kultur und Gesittung. Wir wollen Erklärungen haben für die furchtbaren Bilder des Elends, die uns am Tage gegenübergetreten waren, unterwegs, nicht allzu weit von Luck, dieser elenden Hauptstadt einer Provinz, in der man sich verzweifelt, aber doch nur mit geteiltem Erfolg, Mühe gibt, wenigstens die breite Zufahrtstraße zum Bahnhof, die gleichzeitig die Hauptstraße ist, sauber und ordentlich zu halten. Wir hatten die Bauern dieser einen Kolonie auf den Trümmern ihrer Gehöfte angetroffen. In elenden, notdürftig zusammengestellten Stroh- oder Erdhütten hausten sie zu zehn, zu fünfzehn, ja selbst zu zwanzig beisammen. Auf eisernen „westfälischen“ Herden vor den Hütten kochten sie ihr dürftiges Mahl. Halbverhungerte Kinder blickten uns mit scheuen Augen an und gingen uns aus dem Weg, wenn wir sie ansprachen. Auch von den Erwachsenen war nichts Vernünftiges herauszubekommen. Jetzt erfahren wir ihr Schicksal. Von einem polnischen Gutsbesitzer, so hören wir jetzt, hatten sie vor fünfzig Jahren ungerodetes Land und Wiesen übernommen. Sie stammten zum Teil aus den älteren Kolonien Wolhyniens, zum Teil waren sie aus Mittelpolen und Kleinpolen hierhergekommen. Wie üblich, schlossen sie einige Jahre später ihren Vertrag mit dem Gutsherrn als Pächter des gerodeten Landes ab und zahlten ihm einen jährlichen Zins von fast 500 Rubel. Nach zwölf Jahren wurde der Vertrag verlängert und der Pachtpreis,

da das Land inzwischen wertvoll geworden war, fast um das Doppelte erhöht. Weiter wurden sie zur Rodung eines zusätzlichen Streifens Ödland verpflichtet. Nach weiteren zwölf Jahren folgte ein neuer Vertrag mit einer Erhöhung des Zinses um weitere 80 vom Hundert. Schließlich war der Pachtzins sechsmal so hoch wie bei der Übernahme des Landes durch die deutschen Kolonisten. 1915 kam dann der erste schwere Schlag für alle Wolhyniendeutschen. Die Russen zogen sich fluchtartig aus Galizien vor dem deutschen Gegner zurück und verlegten den Kriegsschauplatz nach Wolhynien. Die oberste Heeresleitung der Russen ordnete die Zwangsaussiedlung aller 200 000 Deutschen aus Wolhynien an. Das war Ende Juli, also wenige Tage vor ihrer Ernte. Gendarmen kamen in die Dörfer, die allen Deutschen den Befehl erteilten, innerhalb zehn, in einzelnen Fällen sogar innerhalb drei Tagen ihre Heimat zu verlassen. Wo die Frist nicht eingehalten wurde, wurden Haus und Scheune einfach angesteckt und die deutschen Bewohner mit Nagaikas aus dem Dorf gejagt. Die Geistlichen wurden als Geiseln festgenommen. Sie mußten den weiten Weg bis über die Wolga, zum Teil sogar bis nach Sibirien zurücklegen. Bis 1918 blieben die Kolonisten in der Verbannung und kehrten erst im Verlauf der russischen Revolution in ihre Heimat zurück. Ihre Dörfer fanden sie nicht mehr vor. 80 vom Hundert aller Wirtschaften waren zerstört und dem Erdboden gleichgemacht. Oft stand kein keinziger Baum oder Brunnen mehr, so daß die Heimkehrenden trotz emsigsten Suchens auf dem von den Granaten zerpflogten Land nicht mehr die Stellen wiederfanden, auf denen einst ihre Häuser standen. Über 30 000 haben es damals vorgezogen, Wolhynien zu verlassen und nach Amerika oder Ostpreußen auszuwandern.

„Und wie ging es Ihnen“ — fragen wir einen der Bauern — „als Sie zurückkamen?“ Er erzählt: „Von meinem Haus, dem Stall und der Scheune fand ich nur noch die Grundmauern vor. Nichts war mehr da. Kein Stück Ackergerät, kein Werkzeug, nichts von den Möbeln. Mit einem Feldspaten, den ich in einem Granattrichter fand, begannen wir, meine Frau, meine sechs Kinder und ich, den Erdboden wieder einzuebnen. Wir bauten uns eine Erdhütte und besorgten uns einen Pflug. Bald trug die Erde wieder Frucht. Schließlich kauften wir uns eine Kuh, aber da war schon wieder der Friede zu Ende für uns. Denn es kam ja nun zu dem neuen Krieg zwischen dem neuerstandenen Polen und den Russen, der erst 1921 durch den Frieden von Riga abgeschlossen wurde. Was nun unsere Pächter anbelangt, so wurden ihre Besitzrechte wie die aller wolhynischen

Pächter durch den Staat neu geordnet. Die Kolonisten, die einen rechtsgültigen Vertrag besaßen, zahlten in die Depositenkasse des Bezirksgerichts Jahr für Jahr ihren Zins weiter, bis der Vertrag erloschen war. Langsam ging es wieder vorwärts. Es gab einige gute Ernten, und das Wirtschaftsleben entfaltete sich wieder. Aber da kam 1924 das Übereignungsgesetz. Es gestattete den Pächtern den Ankauf des von ihnen bewirtschafteten Landes unter recht günstigen Bedingungen. Aber in dem Gesetz war eine Klausel: Wer mehr als ein Jahr die Pacht unterbrochen hatte, ging seiner Vorteile verlustig. Nun waren ja die Kolonisten in den Jahren 1915 bis 1917 und 1918 vertrieben und außer Landes. Die Kolonisten Wolhyniens stellten sich auf den Standpunkt, daß hier ja unmöglich eine Unterbrechung durch Gewalt gemeint sein kann. Sie wandten sich darum ausnahmslos an die Übereignungskommission mit der Bitte um die Zuerkennung der von ihnen und ihren Vorfahren seit dreißig, vierzig und mehr Jahren bewirtschafteten, ja seinerzeit sogar erst urbar gemachten Landparzellen. Deren Besitzer standen auf einem anderen Standpunkt. Es kam zum Prozeß. Die Kolonisten zahlten ihren Zins unentwegt weiter und verloren mit dem Prozeß, der durch alle Instanzen lief und drei Jahre dauerte, ihre mühsamen Ersparnisse der letzten Jahre. Sie wurden verurteilt, auch noch die hohen Gerichtskosten und zusätzliche Zinsbeträge für die letzten Jahre zu bezahlen. Als sie dann zu der festgesetzten Frist im guten Glauben an ihr Recht ihre mühsam und unter größten Entbehrungen auf dem vom Krieg zerfurchten Land errichteten kleinen, aber sauberen Gehöfte nicht geräumt hatten, erschien der Besitzer des Landes mit Gerichtsvollziehern und Arbeitern, die die deutschen Bauern zwangen, ihre Häuser zu verlassen. Sie wurden von den Arbeitern des Besitzers kurzerhand zerstört. Ein Bauer in der Nähe von Luck, der wie die anderen den Prozeß verloren hatte und sein Land verlassen mußte, errichtete sich in der Nähe seines zerstörten Hauses eine Erdhütte, in die er mit seiner Frau und seinen zwölf Kindern einzog. Aber auch die Erdhütte wurde ihm zerstört. Nun zog er in einen Strohschober ein. Er bohrte in ihn ein Loch, in das seine Familie einzog. Es war dunkel und eng, aber doch wenigstens warm. Er stützte ihn, da es Herbst geworden war, von allen Seiten mit Brettern und wohnte hier noch ein paar Monate auf dem Lande, das nach seinen Rechtsbegriffen ihm gehörte und das ihm niemand nehmen sollte. Aber der polnische Gutsbesitzer und der Staat waren stärker und unnachsichtig. Der Schober wurde mitten im Winter eingerissen. Daran zerbrach der Bauer. Er verfiel dem Tiefsinn und mußte in eine Heilanstalt gebracht werden.

Seiner Kinder und seiner Frau nahmen sich deutsche Nachbarn an, die keine Pächter waren, sondern schon von ihren Vätern lange vor dem Krieg den Hof und das Land als Eigentum übernommen hatten. Aber das Schicksal dieser einen deutschen Pächterkolonie haben Dutzende andere in Wolhynien auskosten müssen. Im Sommer 1939 wurden die siebenhundert ehemaligen Bewohner der Pächterkolonie „Neue Erde“ nach Deutschland gebracht, wo der Leidensweg dieser deutschen Menschen, der im Sommer 1915 begann, nun endlich abgeschlossen sein wird.“ —

Deutsches Schicksal im fernen Wolhynien! Solche Geschichten wie diese haben dort Tausende von deutschen Bauern zu erzählen. Jede ist ein Lied der Entsagung, der Zähigkeit, des Fleißes und der Treue zum Volk. Eine steinalte Frau weiß noch über die Gründung ihrer Kolonie zu berichten, die allerdings viel später als die meisten anderen angelegt worden war. Sie waren als arme Tagelöhner aus der Kalischer Gegend nach Wolhynien gelangt. Vom Gutsherrn übernahmen sie fünf, sechs oder zehn, in einzelnen Fällen sogar fünfzehn Morgen. Als sie nach Wolhynien kamen, hatten sie nicht mehr als eine Kuh. Mit dieser Kuh zogen sie in den dichten Urwald ein, den sie roden sollten. Die meisten wohnten in Erdhütten. Eine Familie hatte den ganzen Sommer über sogar unter einer großen Linde verbracht. Ein paar Bretter hatten notdürftigen Schutz gegen den Regen geboten. Zunächst nahm die Rodearbeit all ihre Kräfte in Anspruch. Sie verkauften das Holz in der Stadt und brachten für den Erlös Lebensmittel in den Wald. Im Frühjahr war schon etwas Land gerodet. Hier wurden sofort Hirse und Kartoffeln und auch Gerste angebaut. Wer sehr fleißig war, konnte zusammen mit seiner Frau zwei Morgen in einem Sommer roden. Im nächsten Jahr war das Feld entsprechend größer. Da die Erde fruchtbar ist, gab es trotz der schlechten Bearbeitung mit den einfachen Geräten gute Ernten. Man konnte sich etwas Vieh kaufen. Die stärksten und tüchtigsten Pächter hatten in drei Jahren den Wald auf ihrem Pachtland niedergelegt. Die schwächeren brauchten mehr Zeit . . . Wo sie denn gelebt haben, die drei Jahre über, fragen wir. Na, in den Erdhütten, antwortet die Frau. Zum Häuserbauen war keine Zeit. Erst mußte die Feldarbeit getan werden. Wenn dann noch Zeit war, wurde der Stall für die Kuh und dann eine Scheuer für die Ernte und erst ganz zuletzt ein festes Wohnhaus gebaut. Als die erste Pachtperiode nach zwölf Jahren abgelaufen war, da standen schon ganz schöne Gehöfte.

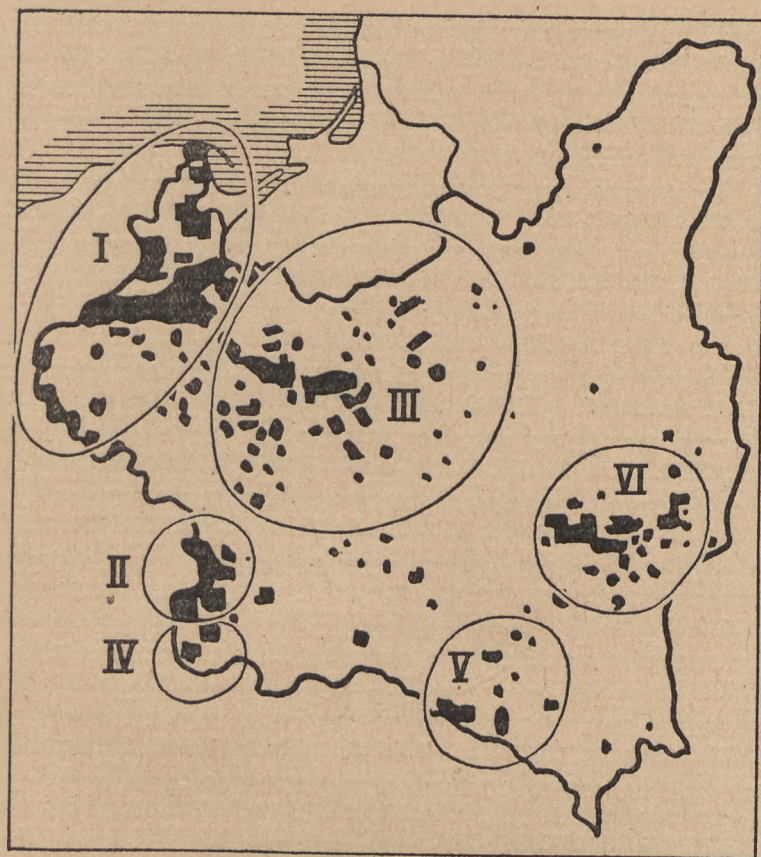
So waren die Deutschen in Wolhynien groß geworden. So waren sie, wenn sie in ihrer Entwicklung nicht gestört wurden, trotz des

Einbruchs des großen Krieges zu Wohlstand gelangt. Das deutsche Dorf in Wolhynien ist heute schon von weitem als solches erkennbar. Es zeichnet sich durch die Sauberkeit der Gehöfte, die schmucken Blumengärten vor den Häusern, ja selbst durch den ordentlichen Zustand der Dorfstraße aus. Und was die deutschen Dörfer in Wolhynien aus ihrer Umgebung hervorhebt und auszeichnet, das ist das Kennzeichen aller deutschen Bauerndörfer in Polen, mögen sie nun in der Weichselniederung zwischen Warschau und Thorn, im Cholmer Land hinter Lublin, in Ostgalizien, bei Lodz oder bei Rypin im Süden der ostpreußischen Grenze liegen. Überall legen sie Zeugnis ab von der Tüchtigkeit und der ungebrochenen Lebenskraft des deutschen Menschen, der sich durch kein noch so hartes Schicksal unterkriegen läßt und den Kampf gegen alle Gewalten siegreich zu Ende führt, wenn ihm nur die bescheidensten Voraussetzungen und der geringste Lebensraum von der polnischen Obrigkeit belassen wird. Die Geschichte der deutschen Volksgruppe in Polen ist vom Anfang bis zum Ende hart gewesen. Freundliche Schicksalsfügungen hat es kaum gegeben. In Wolhynien gibt es ein Sprichwort, in dem sich das deutsche Kolonistenschicksal in Polen spiegelt:

„Der erste arbeitet sich zu Tod,
Der andre leidet bittre Not —
Der dritte erst hat Brot.“

★

Das Deutschtum in Wolhynien ist das jüngste Glied in der Familie der deutschen Volksgruppe in Polen. Es ist auch eins seiner kleinsten. Soweit nämlich Wolhynien durch den Rigaer Frieden zu Polen kam, zählte es rund 60000 Deutsche unter seinen Bewohnern. Die stärkste deutsche Volksgruppe ist die in Mittelpolen beheimatete. In der Weichselniederung, von Thorn aufwärts bis über Warschau hinaus, in dem Dreieck, das durch die Grenze von Pommerellen, durch die mittlere Weichsel bis Plock und im Osten durch die Linie Plock—Sierpc—Rypin gebildet wird, im Lodzer Land und im Gebiet der mittleren Warthe jenseits der früheren preußischen Grenze und schließlich im Cholmer Land, in der Woiwodschaft Lublin und um Bialystok leben rund 370000 Deutsche. Die Deutschen in Posen und in dem früheren Westpreußen, im heutigen Pommerellen, folgen mit 312000, Oberschlesien mit 165000, Teschener Schlesien mit 35000, Galizien mit 55000, das im Herbst 1938 zu Polen gekommene Olsgebiet mit 20000 und schließlich die in Polesien und Wilna



Die Deutschen sind über das ganze Land verteilt

I Posen — Pommerellen	312 000 Deutsche
II Ostoberschlesien	165 000 Deutsche
III Mittelpolen	370 000 Deutsche
IV Teschener Schlesien und Olsagebiet	55 000 Deutsche
V Ostgalizien	55 000 Deutsche
VI Wolhynien	60 000 Deutsche

zersprengten Deutschen mit 5000. Innerhalb der mittelpolnischen Gruppe ist besonders auf das Deutschtum in Lodz hinzuweisen, wo 70 000 Deutsche die weitaus größte städtische Zusammenballung des Deutschtums in Polen bilden.

Zweifelsohne sind infolge des polnischen Terrors, der ganz besonders arg unter dem Deutschtum des Lodzer Gebiets, in Pom-

merellen, Oberschlesien und im Olsagebiet gewütet hat, viele tausend Deutsche bei Nacht und Nebel geflohen, um sich über die Reichsgrenze in Sicherheit zu bringen. Immerhin dürfte die Gesamtziffer der in Polen lebenden Deutschen für Mitte 1939 noch bei rund einer Million liegen.

Die letzte polnische Volkszählung des Jahres 1931 will den Nachweis erbringen, daß es in Polen bereits damals nur 741000 Deutsche gegeben hat. Wie geringen Wert die Angaben der polnischen Statistik, die sich auf diese Volkszählungsergebnisse stützt, hat, ist bereits bei der Untersuchung der Ziffer der in Polen lebenden Juden und Ukrainer dargelegt worden. Die Volkszählung hat ja auch gar nicht den Versuch gemacht, festzustellen, wieviel Deutsche, Ukrainer, Weißrussen usw. es in Polen gibt, sondern nur, wieviel Personen sich bei der Zählung zur deutschen, ukrainischen, weißrussischen und polnischen Sprache als Muttersprache bekennen. Dem persönlichen Gutdünken der jeweiligen Zählungskommissare waren Tor und Tür geöffnet, und so kommt es, daß nur rund 75 vom Hundert aller Deutschen als solche Eingang in die polnische Statistik gefunden haben.

Die Furchtbarkeit der polnischen Terrorpolitik gegenüber der deutschen Volksgruppe hat in letzter Zeit das Deutschtum im Olsagebiet zu spüren bekommen. Dort hatte man unter tschechischer Herrschaft bereits mit gutem Grund und Recht vieles, ja allzu vieles, zu beanstanden. Aber was dem Deutschtum dieser Gebiete zugemutet wurde, nachdem das Olsagebiet unter polnische Herrschaft gekommen war, das spottet schlechthin jeder Beschreibung. Das bis zum Herbst blühende Schulwesen der deutschen Volksgruppe ist von dem berüchtigten ostoberschlesischen Woiwoden Grazynski, dem das Gebiet verwaltungsmäßig unterstellt wurde, nahezu restlos vernichtet worden. Bis zum Staatshoheitswechsel am 1. Oktober 1938 besaß das Deutschtum des Olsagebietes 21 Volksschulen, die von 3164 deutschen Kindern besucht wurden. Ferner standen der deutschen Volksgruppe dieses Gebietes 8 Fortbildungsschulen mit 470 Kindern, 9 Kindergärten mit 348 Kindern und ein sechzehnklassiges Gymnasium in Oderberg zur Verfügung, das von 660 Schülern besucht wurde. An all diesen Schulen, die ausschließlich von Deutschen geleitet wurden, wirkten ausnahmslos deutsche Lehrer. Bereits vier Tage nach dem Einzug der polnischen Truppen in dieses Gebiet wurden mit einem Schlage sämtliche deutschen Schulen geschlossen. Ende Oktober wurden dann sogenannte Ausschreibungen für die deutschen Schulen neu angeordnet. Auf die deutschen Eltern

und Erziehungsberechtigten wurde mit allen Mitteln der Agitation und des Wirtschaftsterrors eingewirkt, um sie davon abzuhalten, ihre Kinder in die deutschen Schulen zu schicken. Mitte Dezember wurden dann endlich einige Schulen wieder eröffnet. Aber von den 21 Volksschulen sind durch das engmaschige Netz der Maßregelungen und Maßnahmen von polnischer Seite nur 5 Schulen für die deutsche Volksgruppe hindurchgegangen. Dem deutschen Gymnasium in Oderberg wurden nur acht Klassen gelassen. Die deutschen Fortbildungsschulen und Kindergärten sind bis auf den letzten Rest verschwunden. Aber was das schlimmste ist: die wenigen wiedereröffneten Schulen wurden ausnahmslos unter die Leitung von Nationalpolen gestellt, und außer 10 deutschen Lehrern, denen man den Weiterunterricht an deutschen Schulen gestattete, wurden auf die deutsche Schuljugend des Olsagebietes 21 Polen losgelassen. Genau gesehen gibt es also keine einzige wirklich deutsche Schule für die 20000 Deutschen des Olsagebietes mehr. Mit ähnlichen Methoden wurde das deutsche Vereinswesen vernichtet, wurden die Grundstücke und Gebäude deutscher Organisationen beschlagnahmt und das deutsche Wirtschaftsleben vernichtet. In den Industriewerken des Gebietes wurden alle führenden Angestellten, soweit sie sich zum deutschen Volkstum bekennen, fristlos auf die Straße gesetzt.

Mit den Methoden, die der oberschlesische Woiwode Grazynski jahrzehntelang am Körper des ostoberschlesischen Deutschtums ausprobiert und praktiziert hat, wurde in der Frist weniger Monate der kulturelle und wirtschaftliche Bestand der deutschen Bevölkerung des Olsagebietes nahezu restlos vernichtet. Und diese Großleistung ist von Grazynski trotz den Protesten der zuständigen deutschen Volkstumsvertreter bei der Warschauer Regierung in einer Zeit durchgeführt worden, in der es offiziell noch geordnete Beziehungen zwischen Polen und dem Reich gab und in der die Minderheiten-erklärungen vom November 1937 noch Geltung hatten. Die polnische Regierung hat mit der moralischen und wirtschaftlichen Mißhandlung des Deutschtums im Olsagebiet vor der Geschichte den Beweis erbracht, daß es ihr niemals ehrlich um die Verständigung mit dem Reich gewesen ist!

Aber schließlich liefert das Schicksal der Deutschen im Olsagebiet hierfür nur einen Beweis. Tausend andere wurden im Laufe der letzten Jahre in Ostoberschlesien und Posen und Pommerellen, Mittelpolen und Wolhynien und in Galizien erbracht. Höchstens ein Drittel der deutschen Schulkinder in Polen erhält einen einigermaßen geordneten Unterricht in deutscher Sprache (aber nicht von

deutschen Lehrern!). Deutsche Schulen, die von einem deutschen Lehrer geleitet werden, können aber von allen deutschen Kindern in Polen nur 13,2 v. H. besuchen. Diese Ziffer stützt sich auf Angaben von polnischen staatlichen Stellen und bezieht sich auf das Jahr 1936/1937. Seitdem sind unzählige weitere deutsche Schulen geschlossen worden. In den Monaten der Zuspitzung der deutsch-polnischen Beziehungen in einem solchen Umfang, daß eine genaue zahlenmäßige Übersicht gar nicht mehr gegeben werden kann. Bereits im Juli 1938 hat der damalige deutsche Senator Wiesner die polnische Regierung in einer Eingabe auf die fortlaufende Schließung weiterer deutscher Schulen hingewiesen.

Er führte das Beispiel Neutomischel an. Neutomischel liegt wenige Kilometer von der deutschen Grenze in der Woiwodschaft Posen. In Neutomischel und Umgebung gibt es trotz des polnischen Terrors noch verhältnismäßig viel Deutsche. Die deutschen Bauern auf dem Lande dieses Kreises und die deutschen Handwerker und Kaufleute in dem Städtchen selbst haben trotz der polnischen Zwangsmaßnahmen und Schikanen nie einen Hehl aus ihrer Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum gemacht. Zunächst wurden die deutschen Lehrer in die Wüste geschickt, worunter in diesem Fall der fernste polnische Osten zu verstehen ist. Als die Deutschen sich mit ihrem Geld ein eigenes Schulgebäude erbauten, um in ihm eine private deutsche Volksschule einzurichten, wurde die erforderliche Genehmigung zur Benutzung des Gebäudes nicht erteilt. Die deutschen Eltern traten in den Schulstreik. Die Folge: bei ihnen erschienen Polizeibeamte, um hohe Geldstrafen für dieses Verhalten einzuziehen. Schließlich wurden auch noch die deutschen Eltern mit brutaler Gewalt gezwungen, ihre Kinder in die polnische staatliche Schule zu schicken.

In Wolhynien sind von den dreißig Schulen, die es dort vor wenigen Jahren noch gab, alle bis auf drei geschlossen worden.

Das sind einige Beispiele aus der letzten Zeit. Sie begründen die Ansicht, daß heute allerhöchstens zehn vom Hundert aller Kinder deutscher Eltern in Polen von deutschen Lehrern in deutschen Schulen unterrichtet werden.

Mit diesen Methoden des Schulterrors und des Spracherrors will man die deutsche Volksgruppe in Polen auf das polnische Kultur-niveau hinunterzwingen. Mit diesen Methoden wird das Analphabetentum nun auch unter den Deutschen in Polen hochgezüchtet!

★

Wir sind zu dritt in einer kleinen Schenke in der früheren Provinz Posen beisammen: der Besitzer eines deutschen Gutes, sein polnischer Nachbar und ich, der Fremde. Wir hatten den Polen, dessen Äcker seit Generationen an die des Deutschen grenzen, an dem breiten Grenzgraben getroffen. Irgendeine nachbarliche Grenzfrage um ein paar Bäume war dort zu klären. Die Frage war bald gelöst, und nun (wie weit liegen diese Zeiten des freundnachbarlichen Verkehrs zwischen Deutschen und Polen zurück!) wurde die gute Einigung mit ein paar Schnäpsen begossen. Die Unterhaltung bewegte sich zuerst, wie immer unter guten Landwirten, um das Wetter, die Ernteaussichten, die Schweinepreise und die Landarbeiterfrage. Nach dem dritten Schnaps sagt der Pole nun nicht mehr, wie bisher, polnisch, sondern bereits deutsch zu dem Deutschen: „Weißt du, du bist zwar ein verdammt tüchtiger Landwirt, das muß dir schon der Neid lassen; aber ein dummer Kerl bist du doch. Warum gibst du dir soviel Mühe mit den sauren Wiesen? Hast du sie endlich in Ordnung gebracht, dann kommt die Agrarreform und nimmt sie dir weg.“ Der Deutsche meint, die Agrarreform käme sowieso, da gebe es keine Rettung. „Das ist eben ganz falsch“, gibt der Pole zurück. „Es gibt ein gutes Rezept, das unbedingt gegen die Zwangsenteignung durch die Agrarreform hilft. Vernachlässige deinen Besitz, laß das Land verkommen und wirtschafte aus deinem Gut gerade so viel heraus, daß du einigermaßen leben kannst. Befindet sich dein Acker und deine Wiese in einem sehr schlechten Zustand, dann legt man in Warschau auf deine Parzellen keinen Wert. Du willst doch dein Gut auch in bessere Zeiten hinüberretten. Vielleicht gibt es nach fünf, zehn oder zwanzig Jahren eine derartig bolschewistische Agrarreform nicht mehr. Sich dich doch um, wen hat man von unseren Nachbarn am stärksten enteignet? Natürlich zumeist die Deutschen. Aber doch alle Leute, die ihre Güter verdammt gut in Ordnung hatten, wo die Ansiedler aus ‚Galiläa‘ (so nennt man in Posen und Pommerellen Galizien spöttisch) und aus der ‚Kongresowka‘ gleich von vornherein ohne viel Arbeit mit ihren primitiven Methoden genug herauswirtschaften können, um sich einigermaßen durchzuschlagen.“

Dieser gutgemeinte Ratschlag eines polnischen Gutsbesitzers an seinen deutschen Nachbar enthält die schärfste Kritik an der Agrarreformpolitik der polnischen Regierung. Er enthüllt gleichzeitig schonungslos ihren wirklichen Wert: die Handhabung der Agrarreform führt zu einer Bestrafung der tüchtigen Landwirte, die ihren Boden in Ordnung haben, und stellt in ihrer Auswirkung eine An-

erkennung und Belohnung für Untüchtigkeit, Faulheit und Verantwortungslosigkeit dem Staat und dem Volk und dem Besitz gegenüber dar.

Denn dieses harte, aus der Besorgnis um die Erhaltung des erbten Besitzes geborene Urteil des Polen bestätigt sich in seiner Richtigkeit jedem, der sich einmal die Mühe machte, sich die von der Enteignung im Laufe der letzten vierzehn Jahre betroffenen Güter anzusehen. Es handelt sich durchweg um hochkultivierte landwirtschaftliche Betriebe, aus denen vielfach ohne Rücksicht auf die Struktur der Gutsfläche riesige Stücke, bis über tausend Hektar in einzelnen Fällen, herausgeschnitten wurden, um auf ihnen landfremde Elemente aus Kongreßpolen und Galizien anzusetzen, die auf dem hochkultivierten Boden, der eine intensive Bearbeitung fordert, zu wirtschaften gar nicht in der Lage sind. Unter den Händen aus Mittel- und Ostpolen stammender Siedler verwandelt sich langsam, aber sicher, ein großer Teil der einstmals ausnahmslos auf höchste Kultur gebrachten Landwirtschaft des Posener Landes und des ehemaligen Westpreußens wieder in seinen primitiven Urzustand.

Hinzu kommt, daß sich auf den meisten von der Enteignung betroffenen Gütern Industrieanlagen befinden, wie Brennereien, Ziegeleien, Sägewerke, Molkereien und Mühlen, in denen die Erzeugnisse der Gutswirtschaft verarbeitet werden. Die häufig um fünfzig, sechzig, ja fünfundsiebzig vom Hundert verkleinerten Betriebe sind aber nicht mehr in der Lage, diese Verarbeitungsindustrie zu tragen und zu erhalten. In einer Zeit, in der in Polen die Industrialisierung des Landes zwecks Beschäftigung der überschüssigen Landbevölkerung als wichtigstes Programm verkündet wird, haben im Zeichen der Agrarreformpolitik in Posen und Pommerellen und neuerdings auch in Ostoberschlesien Hunderte von Schornsteinen zu rauchen aufgehört. In unmittelbarer Auswirkung dieser sogenannten „Reform“ sind in diesen Gebieten viele Tausende von Familienvätern arbeitslos und brotlos gemacht worden. Dafür kam aber ein landfremdes Element auf die durch die Enteignung geschaffenen Parzellen, denn auf die ansässige landlose und landhungrige Bevölkerung wurde nur zum geringsten Teil zurückgegriffen, niemals, wenn es sich dabei um Deutsche handelte. Die Ansiedler aus dem Osten aber entstammen einer ganz anderen Kulturstufe als die Bewohner der früher preußischen Gebietsteile, ganz gleich, ob es sich dabei um die alteingesessene polnische oder um die deutsche Bevölkerung handelt. Mit ihren Läusen und Flöhen

und ihrem Analphabetentum brachten die „Kongresser“ und „Galiläer“ eine entsprechende Gesittung in das Land, einen unentwickelten Ordnungssinn und ein zurückgebliebenes Rechtsbewußtsein. Ihre hölzernen Hütten, die sie auf dem ihnen zugewiesenen Boden errichteten, ihre schmutzigen Höfe, ihr bald vernachlässigtes Land sind Beispiele für eine Kulturleistung nach unten, für das Bestreben, nicht etwa den Osten auf das Niveau dieser westlichen, von Deutschland auf eine im heutigen Polen einsame Kultur- und Zivilisationshöhe entwickelten Gebiete zu heben, sondern für das Bestreben der Nivellierung nach unten.

200436 Hektar sind in den Jahren 1926 bis 1939 in Posen und Pommerellen enteignet worden. 132644 Hektar hiervon stammen aus deutscher Hand. Das sind genau 66 v. H. Diese starke Heranziehung des deutschen Landbesitzes hat ausschließlich politische Gründe. Denn 1926, als die Agrarreform einsetzte, standen nur 262110 Hektar (38,5 v. H.) deutscher und 417237 Hektar (61,5 v. H.) polnischer Landvorrat für die Zwecke der Agrarreform zur Verfügung. Ihre Handhabung hat dazu geführt, daß der deutsche Landvorrat auf 94361 Hektar zurückgegangen ist, der polnische hingegen nur auf 337564 Hektar. (Rund 44000 Hektar sind in Pommerellen und Posen nicht zwangsweise, sondern dem Buchstaben des Gesetzes nach „freiwillig“, wenn auch unter dem Druck der drohenden Zwangsenteignung parzelliert worden.) Wenigstens 25000 deutsche Bauern könnten mit ihren Familien auf dem enteigneten deutschen Besitz leben und Hüter europäischer Gesittung und Kultur in diesem im Laufe der Jahrhunderte von deutschen Einwanderern der europäischen Kultur zugeführten Lande sein. Polen hat es vorgezogen, mit den in jeder Hinsicht zurückgebliebenen Ansiedlern aus dem Osten seinen Kultur- und Zivilisationsbestrebungen Denkmäler zu setzen. Zum Glück erweisen sie sich als nicht von sehr festem Charakter.

Lassen wir aber der Objektivität halber eine polnische Stimme zu Wort kommen. Das in Thorn erscheinende nationaldemokratische Blatt „*Slowo Pomorskie*“ berichtet über eine Tagung der polnischen Neusiedler des Kreises Graudenz, die in der schönen Weichselstadt gleichen Namens im Februar 1939 stattgefunden hat. Die Neusiedler, die sogenannten „*Poniatowki-Besitzer*“ (Poniatowki ist der für die Agrarreform verantwortlich zeichnende Minister) klagten, daß ihre Siedlerstellen, die 8 und 10 Hektar groß sind, immer noch viel zu klein seien, um eine zahlreiche Familie zu ernähren. Die Ausführungen der Neusiedler, so schreibt das erwähnte polnische Blatt, waren eine tragische, offene und erschütternde Beichte. Zu-

weilen hatte man das Gefühl, daß dies eine Beichte von Bettlern, nicht von Ansiedlern sei. Einige erklärten mit Tränen in den Augen, es sei eine Tragik, daß die seit Generationen in Pommerellen ansässigen Polen bei der Parzellierung gegenüber den aus anderen Teilgebieten Zugewanderten benachteiligt werden. Ein ganz besonderes Klagelied wurde über den Zustand der Bauten, der Poniatowki-Hütten, angestimmt. Die Bauten, die Hütten und die Ställe, seien mehr als unredlich ausgeführt. Das verbrauchte Baumaterial sei von schlechtester Qualität. Selbst Wohnhäuser, die erst vor kurzer Zeit errichtet worden sind, befänden sich bereits in einem beklagenswerten Zustand. Wenn es schneit, könnte man auf dem Fußboden Ski laufen. Das auf dem Boden lagernde Getreide werde buchstäblich mit einer dicken Schneeschicht bedeckt. Schlimmer sei es noch an Regentagen. In einigen Poniatowkis müßten die Siedler unter einem Regenschirm sitzen. Das Wasser gefriere in der Wohnstube, und die Wände seien von einer dicken Reifschicht überzogen. Es sei kein Wunder, daß sich in solchen Wohnungen Krankheiten breitmachen. Die Kinder wachsen nicht zu gesunden Soldaten, sondern höchstens zu Patienten in den Krankenhäusern heran. „Besonders wurde“ — so fährt das Thorner Blatt in seinem Bericht fort — „über den katastrophalen Zustand der Wege, der Brunnen, der allzu hohen Grundsteuer und ganz besonders über den Stand des Schulwesens geklagt. In der Gegend von Lessen müßten die Siedler ihre Kinder mehr als 15 Kilometer weit in die Schule schicken, sofern deren Eltern Wert darauf legen, daß ihre Kinder eine Volksschule besuchen. Der Sohn eines Siedlers kann demzufolge nur eine sehr schlechte Volksschulbildung mitbekommen, so daß es später im Heer nicht einmal dazu reicht, daß er zum Gefreiten befördert werden kann. Das Analphabetentum nehme in den neuen Dörfern Pommerellens erschreckend zu. Die erwachsenen Kinder sitzen bei den Eltern und verbringen die beste Zeit ihres Lebens unproduktiv, ohne eine eigene Arbeit zu haben.“

„Maly Dziennik“, das klerikale nationale Blatt, macht in seiner Nummer vom 21. Februar 1939 noch auf eine andere wirtschaftliche Seite der Agrarreform aufmerksam, die gleichzeitig auch ihre moralische Bedeutung hat. Das Blatt schreibt wörtlich: „In Großpolen und in Pommerellen, dessen höhere Kultur den Minister mit seiner krassen freimaurerischen Überzeugung besonders ärgert, wird der Wert eines Morgens Land, der in Wirklichkeit 600 bis 1200 Zloty beträgt, beim Zwangsaufkauf mit 60 bis 120 Zloty bewertet. Und diese elende Summe gelangt ohne Verzinsung erst nach dem Ablauf

einer Reihe von Monaten oder gar eines ganzen Jahres zur Auszahlung, wobei noch die Gebühren und Steuern für das genomme Land für ein ganzes Jahr abgezogen werden. Es kommt auch vor, daß prächtige Gebäude mit Dynamit gesprengt werden, weil es den Herren Beamten gefällt, die Grenzen des enteigneten Landes quer durch das Gebäude zu ziehen. Die aus mehreren Personen bestehenden Kommissionen sitzen wochenlang auf den Gütern herum. Sie verlangen eine fürstliche Bedienung, und werden ihre Wünsche nicht vollkommen erfüllt, dann rächen sie sich durch ungünstige Berichte und Stellungnahmen.“ — Das Blatt berichtet weiter über die Parzellierung eines Gutes, wobei ein landwirtschaftliches Industrieunternehmen zerstört wurde, wo die zum Gut gehörige Schule abgerissen und ein Park einfach abgeholzt wurde: „Statt einer Reform wird also eine Verwüstung zustande gebracht.“

Das sind Urteile von polnischer Seite. Sie zeigen, daß es sich bei der Agrarreform in Polen nicht darum handelt, neues Siedlerland zu schaffen, auf dem neue Bauernfamilien ihre Existenz aufbauen können (für diese Zwecke stehen nicht nur die riesigen, unerschlossenen Sumpfbgebiete Polesiens zur Verfügung), sondern darum, den Kulturstand der früher preußischen Gebiete zu vernichten. Die Methoden, die bei der Parzellierung angewandt werden, nehmen weder auf die wirtschaftlichen Erfordernisse des Gutsbetriebes noch auf die der gesamten Volkswirtschaft auch nur die geringste Rücksicht. In der Art, wie man mit den alteingesessenen Bewohnern der polnischen Westgebiete umspringt, wie man Tüchtigkeit bestraft und Untüchtigkeit belohnt und schließlich auch, wie man sich bei der Bezahlung der zwangse enteigneten Flächen über den wahren Wert des Landes einfach hinwegsetzt — darin liegt Methode. Sie soll die Moral und das Rechtsempfinden in den Westgebieten zerstören und einer dem Bolschewismus nahe verwandten Gesittung und Weltanschauung die Wege ebnen. Denn wenn man in Warschau so vorgeht, dann tut man es zum Teil aus Überzeugung, zum Teil aber auch zur Beruhigung und Abfindung der arbeitslosen Landbevölkerung in Süd-, Mittel- und Ostpolen, die in schroffer Opposition zur Regierung steht und vor der das System Angst hat. Man stillt die Forderungen der unbequemen und am Rand des Kommunismus stehenden, verhungerten Massen der Landbevölkerung, denen man andere Wege, die zu einem Arbeitsplatz führen, nicht verschaffen kann, indem man ihnen die fettsten Brocken aus deutschen Besetzungen herauschneidet und hinreicht. Nicht umsonst ist das Agrarreformgesetz in seinen Grundzügen in den heißen Tagen des

Sommers 1920 beschlossen worden, als die Truppen der Roten Armee in das Land eindringen. Um die Massen der bäuerlichen Bevölkerung zu bewegen, sich in die Reihen der polnischen Armee zur Abwehr des Feindes zu stellen, um sie zu Opfern für ihr Vaterland zu bewegen, reichte man ihnen vorher als Vorschußleistung das erste Agrarreformgesetz.

Feigheit und mangelhafte Einsatzbereitschaft für das neugegründete polnische Vaterland haben also bei diesem Gesetz, als es aus der Taufe gehoben wurde, Pate gestanden. Wie viele andere Erscheinungen des staatlichen und öffentlichen Lebens in Polen ist seine Handhabung heute auf die innere Schwäche der Regierung zurückzuführen, die mit Abstandszahlungen an die Opposition ihre Position, die keine Grundlagen im Vertrauen des Volkes hat, retten will.

Aber nicht nur durch die Handhabung der Agrarreform hat man dem Besitztum der deutschen Volksgruppe in Polen tiefe Wunden geschlagen. Man hat weiter das Grenzzonengesetz geschaffen, mit dessen Hilfe in mehr als tausend Fällen Deutschen in den Grenzgebieten der Kauf von Grund und Boden verweigert worden ist und das sogar dazu geführt hat, daß allein in der Woiwodschaft Posen über 500 deutschen Grundbesitzern die Überlassung ihres Grundstückes an ihre Kinder untersagt worden ist. Mit diesen und anderen Methoden macht man den Deutschen in Polen die Hölle heiß, entzieht man ihnen die Grundlagen für ihre weitere Existenz und zwingt sie, bei Nacht und Nebel das Land zu verlassen. Hunderte und Tausende von Deutschen wurden aus den Grenzbezirken, wo sie natürlicherweise besonders zahlreich sind, ausgewiesen, auch wenn sie dort Bauernhöfe und Gutsbetriebe zurücklassen mußten. In diese werden einfach von Amts wegen Zwangsverwalter gesetzt, die dort nach Belieben schalten und walten. Ein unvorstellbarer Terror ist von den verschiedenen Organisationen der Polen, häufig von den hohen Vertretern der Behörden persönlich, aufgezo-gen worden. Er hat zu überreichen Erfolgen geführt. Nicht nur die überfüllten Flüchtlingslager, in denen viele Tausende von Deutschen aus Posen und Pommerellen, aus Wolhynien und Galizien, aus dem Lodzer Land und aus der Weichselniederung Aufnahme gefunden haben, zeugen von dieser erfolgreichen Arbeit, sondern auch eine lange Reihe von Toten, deren Zahl gar nicht mit Sicherheit angegeben werden kann, da diese Blutzengen gegen die polnische Minderheitenpolitik ohne viel Aufhebens von den polnischen Schergen verscharrt werden, bloß damit nicht allzuviel von diesen Untaten zur Kenntnis der Weltöffentlichkeit gelangt. Der bisher

größte Deutschenpogrom wurde am 13. und 14. Mai 1939 gegen die Deutschen in der Stadt Tomaschow bei Lodz vom Lager der Nationalen Einigung organisiert und durchgeführt. Der größte Teil der Geschäfte und Wirtschaftsunternehmungen von Deutschen, aber auch ihre Privatwohnungen, wurden überfallen und zerstört. Hunderte von Deutschen sind dabei verletzt worden, einige wurden getötet. Die Polizei stand bei diesen Ausschreitungen tatenlos auf den Straßen herum, und Militär, das in geschlossenen Formationen, gerade als die Ausschreitungen stattfanden, durch die Stadt zog, sah belustigt diesem widerwärtigen Schauspiel zu. Mit Mitteln der brachialen Gewalt ist von seiten der Behörden verhindert worden, daß sich außenstehende, neutrale Beobachter ein genaues Bild von dem Umfang der Zerstörungen, von der Zahl der Toten und dem Zustand der Schwerverletzten machten. Anfangs hat man überhaupt leugnen wollen, daß die Ausschreitungen stattgefunden haben. Schließlich leugnete man sie nicht mehr ab und zog sogar einen Prozeß gegen die Unruhestörer auf. Sechzehn von ihnen wurden unter Anklage gestellt. Als höchstes Strafmaß erkannte das Gericht auf sechs Monate Gefängnis und gewährte den Verbrechern außerdem noch Strafaufschub. Mit diesem Urteil hat das Gericht in Petrikau, das sich mit den Ausschreitungen von Tomaschow befaßte, allen Polen einen Freibrief zur Verfolgung der Angehörigen der deutschen Volksgruppe, zu ihrer Niederknüppelung und zur Zerstörung ihrer Vermögenswerte ausgestellt. Für die Deutschen in Polen gibt es keine Gerichte mehr.

Hierfür gibt es ein historisches Dokument von eindringlicher Überzeugungskraft. Ein deutscher Senator hat dem in einer besonderen Eingabe an den Justizminister vom 14. Juli 1938 Ausdruck gegeben.

Heinz Fechner begab sich am 3. April 1938 aus seiner elterlichen Wohnung in dem Dörfchen Zodien im Kreise Wollstein, um Verwandte in der Umgebung zu besuchen. Seitdem ist Fechner spurlos verschwunden. Weder seine Eltern noch die Verwandten, die er besuchen wollte, haben ihn mehr zu Gesicht bekommen. Auf ihre Anfragen erhielt die Mutter des Vermißten sechs Wochen nach dem Verschwinden ihres Sohnes und vier Wochen nach ihrer Anfrage bei dem Staatsanwalt in Posen von diesem die nüchterne Mitteilung, daß ihr Sohn im Auftrag der Gerichtsbehörden an dem Tag, als er aus dem Gesichtskreis seiner Eltern verschwand, festgenommen wurde. Bereits am übernächsten Tag, am 5. April, habe er angeblich im Polizeigefängnis in Thorn Selbstmord verübt. Die Auslieferung

der Leiche an die Familie wurde abgelehnt. Niemand, der die Methoden der polnischen Untersuchungsbehörden kennt, zweifelt daran, daß Fechner, von dem man bis heute nicht weiß, weshalb er festgenommen wurde, im Thorner Gefängnis erschlagen worden ist.

Der Justizminister, an den diese Eingabe gerichtet worden war, hat niemals eine Antwort auf sie erteilt.

★

Auf den Karpathenhängen, in den weiten Ebenen Wolhyniens, in den polesischen Sümpfen bis hoch hinauf ins Wilnagebiet ruhen Hunderttausende von deutschen Soldaten. Sie sind die letzten und äußersten Symbole für den im Weltkrieg unternommenen Versuch, europäische Kultur und Gesittung ins äußerste Osteuropa zu tragen und neue Grenzen für ihren Bereich zu setzen. Hunderte von Massengräbern deutscher Soldaten in allen Teilen Polens sind Beweise für das Blut, das um dieses Versuches willen geflossen ist und das die Grundlagen für die Entstehung des polnischen Staates schuf. Das deutsche Volk braucht sich seiner deutschen Soldaten, die dort ruhen, nicht zu schämen. Wer nach dem Krieg, ja wer heute noch durch die äußersten Gebiete des heutigen Polens im Osten wandert, stößt nicht nur allenthalben auf die letzten Ruhestätten der deutschen Helden, sondern auch auf Zeugnisse ihrer Kulturleistung. Er findet Wege und Brücken, Eisenbahnlinien und Abzugsgräben, die von deutschen Soldaten während des großen Krieges im äußersten Osten Polens angelegt worden sind. Hunderte von ukrainischen und weißrussischen und anderen Schulen sind von der deutschen Militärverwaltung zur wirksamen Bekämpfung des Analphabetentums dieser Gebiete errichtet und unterhalten worden.

Wer den Dingen kritisch und unvoreingenommen nachgeht, wird zu dem Ergebnis gelangen, daß in den wenigen Jahren des Weltkrieges auf Veranlassung der deutschen Militärbehörden in den östlichen Teilen Polens mehr Kultur- und Zivilisationsleistungen vollbracht worden sind als in den zwanzig Jahren des Friedens unter polnischer Herrschaft.

9. Das Ende des Pilsudskismus

Das Wetter ist plötzlich umgeschlagen. Aus den klaren Tagen des Mai ist trübes Herbstwetter geworden. Als ob wir November hätten, sind die Straßen der polnischen Hauptstadt grau in grau gehüllt. Ein feiner Regen rieselt stundenlang hernieder. Er hindert die Bevölkerung nicht, zur Johann-Kathedrale zu pilgern. Die Straßen und Plätze um die Kathedrale sind in weitem Umkreis von Menschenmassen bereits gefüllt. Seit Mitternacht ist die Kathedrale das Ziel von Hunderttausenden. Nicht nur Katholiken, auch Protestanten und Menschen, die seit Jahren den Weg in die Kirche nicht gefunden hatten, haben sich in die lange Kette der wartenden Menschenmassen eingereiht. Sie alle harren geduldig, bis die Reihe an ihnen ist, bis sie durch das hohe Portal der Kathedrale eintreten können, um dem Toten, der hier auf hohem Katafalk ruht, einen letzten stummen Gruß zu entrichten. Der Sarg ist mit einem großen Fahnentuch bedeckt, welches das Hoheitszeichen der Republik Polen, den Weißen Adler, zeigt. Obenauf liegt der Säbel des Marschalls und seine schlichte graue Feldmütze, die er von den ersten Tagen als Kommandant der Legionen bis zu den letzten Tagen seines Lebens, bis zu dem letzten, einsamen Spaziergang durch die Gartenanlagen des Generalinspektorats getragen hatte.

Von der Decke der Kathedrale hängen riesige rot-weiße Fahnentücher herab. Sie bilden über dem Sarg einen mächtigen Baldachin. Offiziere und Unteroffiziere halten mit blanker Waffe die Ehrenwache. Durch die schwarz verhängten Fenster des Gotteshauses dringt gedämpftes Licht.

Seit zwei Uhr nachts ziehen nun schon Tausende und aber Tausende in endloser Kette am Sarg vorbei. Sie entbieten Polens größtem Helden, dem Schöpfer des neuen freien Polenstaates, den letzten Gruß.

Draußen warten weitere Hunderttausende stundenlang, bis auch sie eingelassen werden. Geduldig und stumm gehen sie, Studenten, Soldaten, Bauern, Arbeiter, Männer und Frauen im schlichten dunklen Feiertagskleid oder direkt von der Arbeitsstätte her im Arbeitsrock durch den gewaltigen Raum. In ihren Gesichtern spiegelt sich die Liebe wider, die das polnische Volk seinem größten Helden

entgegenbringt, eine Liebe, die dem großen Marschall, solange er noch unter den Lebenden weilte, versagt wurde.

Als der Sarg mit den sterblichen Überresten des Toten am 18. Mai 1935 auf einem offenen Eisenbahnwagen langsam von Warschau nach Krakau gefahren wurde, da stand überall längs der mehr als 300 Kilometer langen Eisenbahnstrecke die Bevölkerung, die aus weitestem Umkreis herbeigeeilt war, um von ihrem toten Helden Abschied zu nehmen. Riesige Feuer waren links und rechts der Eisenbahnlinie angezündet. Die Mitglieder halbmilitärischer Organisationen, deren Geschichte engstens mit dem Namen Marschall Pilsudskis verwachsen ist, bildeten während der nächtlichen Fahrt mit ihren Pechfackeln ein Ehrensparier. Vielerorts waren Menschen schon am Mittag vorher an die Bahnstrecke geeilt und harrten dort aus, bis die tiefe Nacht hereinbrach und der Trauerzug mit dem Sarg langsam an ihnen vorüberfuhr.

Ein Volk entbot seinem toten Führer so den letzten Gruß. Die Opposition, an der bis zur Todesstunde Pilsudskis ein großer, wahrscheinlich sogar der größte Teil der polnischen Bevölkerung unerbittlich festgehalten hatte, war vom Tod gebrochen worden. Nur die Rechtsopposition der Nationaldemokraten verweigerte dem toten Führer auch jetzt noch die Anerkennung. Aber sie blieb auch allein.

Ehe Marschall Pilsudski in die Gruft der Wawel-Kathedrale hinabgetragen wurde, fand sein Freund, der polnische Staatspräsident Moscicki, die Worte, die der Leistung des Toten für sein Volk entsprachen: „Zu den gekrönten Schatten hat sich ein Gefährte des ewigen Schlafs gesellt. Seine Schläfe schmückt keine Krone, und seine Hand trägt kein Zepter. Und doch war er ein König über die Herzen und ein Beherrscher unseres Willens. In einem fünfzigjährigen Leben voller Mühsal gewann er sich Herz für Herz, bis daß sich der Purpur seines geistigen Königreiches uneingeschränkt über ganz Polen erstreckte.

Durch die Kühnheit seines Gedankens, den Mut seines Wollens, die Kraft seiner Taten riß er die Ketten von unfreien Händen, schmiedete er den Wehrlosen das Schwert, legte er die Grenzen fest und schmückte die Fahnen unserer Regimenter mit ewigem Ruhm.

Er gab Polen die Freiheit, seine Grenzen, Achtung und Kraft.

Ein großes Erbe hat dieser mächtige Beherrscher der polnischen Herzen und Seelen hinterlassen.

Die Liebe, mit der wir Josef Pilsudski bei seinen Lebzeiten umgeben haben, steigert sich heute und wird in Polen von Stunde zu Stunde hundertfach wachsen.

Mögen die Huldigungen, die wir heute der Asche des großen Polen gaben, zum Schwur der Treue werden gegenüber seinen Gedanken, die in die ferne Zukunft hineinreichen.

Mögen sie sich in die Pflicht umschmieden, den Stolz und die Ehre der Nation zu wahren. Mögen sie unseren Willen zu harter Arbeit und zum Kampf mit allem Schweren anspornen und in unseren Herzen seine tiefe Liebe zum Vaterlande entfachen.

Laßt uns Wachen an den Toren unserer Häuser aufstellen, auf daß uns nichts abhandenkomme von dem unschätzbaren Erbe der Tugenden, die er hinterließ; auf daß wir nichts verlieren von seinem reichen Erbe und auf daß wir ihm, der sich zu Lebzeiten um das Schicksal Polens so schwer gemüht hat, den ewigen Frieden geben!“

Hat Marschall Pilsudski den ewigen Frieden erhalten? Wurde sein reiches Erbe wohl behütet?

Einige Monate später, im August des gleichen Jahres, sprach sich Staatspräsident Moscicki in der Unterredung mit einem Warschauer Publizisten über das Vermächtnis des Toten aus. Professor Moscicki schilderte, wie er in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu Pilsudski gefunden hatte. Später habe er, um den Marschall in seinen politischen Bestrebungen zu unterstützen, auf dessen Wunsch hin seine Arbeit als Wissenschaftler und Forscher mit der des Staatsmannes vertauscht. Jetzt werde er nach dem Vorbild und Beispiel des toten Marschalls so handeln, wie es das Wohl des Staates erforderlich macht. Außen- und innenpolitisch werde sich der Staat nur nach den Ideen des Marschalls entwickeln. Noch zwei Tage vor seinem Tode habe der Marschall dem Außenminister die Grundideen seiner außenpolitischen Konzeption entwickelt. Die Berufung des Generals Rydz Smigly auf den Posten des Generalinspektors der Armee habe er ihm, dem Staatspräsidenten, gegenüber selbst bestimmt.

Auch die Ernennung General Kasprzyckis zum Kriegsminister, die gleichzeitig mit der des Generals Rydz Smigly zum Generalinspektor noch zu Lebzeiten des Marschalls erfolgt war, hat die Legitimation des Toten.

Marschall Pilsudski haben immer zwei Aufträge besonders am Herzen gelegen, zwei Ämter hatte er in den letzten Jahren seines Lebens ausschließlich persönlich geleitet: die Außenpolitik und die Armee. Der Auftrag, den er auf außenpolitischem Gebiet dem Obersten Beck hinterlassen hat, ist nicht nur durch die Erklärungen des Staatspräsidenten restlos geklärt. Das Amt des Außenministers hatte ja Oberst Beck, als Marschall Pilsudski die Augen schloß,

bereits mehr als zwei Jahre, wenn auch unter den Augen seines Marschalls, geleitet. Die Wehrmacht hatte Marschall Pilsudski nicht aus den Händen gegeben, solange er lebte. Sowohl als Kriegsminister wie als Generalinspektor der Armee hatte er für ihren Aufbau und ihre Entwicklung allein verantwortlich gezeichnet. Seit Pilsudski durch den Mai-Putsch des Jahres 1926 der Parteienmißwirtschaft ein Ende bereitet hatte, war er unentwegt um den Ausbau der Armee als Schlüsselstellung für die Staatsgewalt bemüht. Bereits wenige Monate nach der Machtübernahme im Mai war die Armee restlos in seiner Hand. Auch in die entscheidenden politischen Ämter, vor allem in die Außenpolitik, aber auch in die Verwaltung, hatte er die ihm ergebenen treuen Kampfgefährten aus der Zeit der Kämpfe um die Unabhängigkeit gebracht. Aus den Reihen seiner alten Soldaten hatte Marschall Pilsudski die Männer genommen, die seinen Einfluß in allen entscheidenden Positionen sicherstellten. Bereits drei Monate vor seinem Tode wußte Marschall Pilsudski, daß sein Magenkrebs unheilbar und daß ihm nur noch eine kurze Zeit zu leben beschieden sei. Aus den Erklärungen seines Freundes, des Staatspräsidenten, ergibt sich, daß er sich die Frage seiner Nachfolge und Erbschaft genauestens überlegt hatte. Mit Vorbedacht hat er darum seine militärischen Ämter: das Amt des Kriegsministers und das des Generalinspektors, nicht in die Hände eines Mannes gelegt, sondern die militärische Gewalt geteilt: Generalinspektor wurde der Divisionsgeneral Rydz Smigly, Kriegsminister Brigadegeneral Kasprzycki. Die zentrale Gewalt im Staat war aber durch die neue Verfassung, die kurz vor dem Tode des Marschalls noch beschlossen worden war und die wenige Monate nach seinem Ableben in Kraft trat, in die Hände des Staatspräsidenten gelegt, in die seines bewährten Freundes und Mitarbeiters Moscicki, dessen Amt noch bis in den Sommer des Jahres 1940 gilt. Die Abgrenzung der Befugnisse zwischen dem Generalinspektor und dem Kriegsminister ist durch die neue Verfassung festgelegt worden. War früher der Generalinspektor im Grunde dem Kriegsminister unterstellt, jetzt wurden sie beide vom Staatspräsidenten abhängig gemacht. Der Staatspräsident hat die Befugnis der Berufung des Generalinspektors der Armee wie der Ernennung und Abberufung des Ministerpräsidenten und Kabinettschefs und damit auch des Kriegsministers.

Indessen haben sich die Verhältnisse in Polen anders entwickelt, als dies im Vermächtnis des Marschalls festgelegt worden ist. Marschall Rydz Smigly hat sich mit der Einschränkung seiner Befugnisse und der Festlegung seiner Verantwortlichkeit nur für den wichtigen

Posten des Chefs der polnischen Wehrmacht nicht zufriedengegeben. Sein Ziel war, der „Oberste Führer“ des Staates und der Nation, trotz dem Staatspräsidenten und trotz dem Vermächtnis des Marschalls, zu werden. Und dies in dem ganzen Umfang der Bedeutung eines Obersten Führers, also nicht nur im Hinblick auf die alleinige Verantwortung für den gesamten militärischen Sektor, sondern auch für die Innenpolitik und für die Außenpolitik.

Die Geschichte Polens seit dem Tode Marschall Pilsudskis wird durch das Streben dieses ehrgeizigen Truppenführers des alten Marschalls um die alleinige Leitung der Geschicke des Staates gekennzeichnet.

*

Marschall Pilsudski war zum „König über die Herzen und zum Beherrscher des Willens“ in seinem Volk durch die Mühsal eines fünfzigjährigen Lebens geworden. Erst an seiner Gruft vereinigten sich nahezu alle Gruppen der Bevölkerung. Niemals hat der Marschall die Gunst des Volkes über sein Ziel und seine Aufgabe gestellt. Immer hat er es als seinen Auftrag angesehen, das Volk zu der von ihm gesehenen Aufgabe und zu dem als notwendig erkannten Einsatz für den Staat zu erziehen. Was Marschall Pilsudski in einer langen Arbeit, Schritt für Schritt nur, gelang, das wollte der neue Generalinspektor der Armee auf dem Wege taktischen Spiels erreichen.

Zunächst erschien ihm die Konzentrierung aller militärischen Befugnisse in seiner Hand als die notwendigste Voraussetzung zur Erreichung des Ziels, Oberster Führer zu werden. Darum sorgte er sofort dafür, daß der Generalstab in seine Hand kam und nicht etwa in die des Kriegsministers. Bis dahin war der Generalstab dem Marschall unmittelbar unterstellt gewesen. Die nächste Etappe seines Weges war die Schaffung einer von ihm abhängigen Regierung. Nach den ersten Parlamentswahlen, die nach der neuen Wahlordnung stattfanden, bot sich ein Angriffspunkt gegen den Ministerpräsidenten Slawek, der die neue Wahlordnung geschaffen hatte. Sie nahm den Parteien auch die letzten Möglichkeiten der Einflußnahme auf die Regierung. Denn jetzt hatten sie gar keine Chancen mehr, auch nur als Vertreter in eine der beiden Häuser zu gelangen. Die Aufstellung der sogenannten Sejmkandidaten überläßt die neue Wahlordnung öffentlichen Körperschaften, die sich zum überwiegenden Teil in der Hand von Regierungskommissaren befinden. Die Regierung bestimmt also mehr oder minder unmittelbar, wer in das Parlament zu gelangen hat. Kein Wunder, wenn sich alle

Oppositionsparteien entrüstet gegen die neue Wahlordnung erhoben und es bei ihrer ersten Erprobung im Herbst 1935, die auch zu dem erwarteten Ergebnis geführt hatte, zu wildesten Angriffen der gesamten Opposition und ihrer Presse gegen den Schöpfer und den gleichzeitigen Ministerpräsidenten Oberst Slawek kam. Für den Generalinspektor Rydz Smigly waren diese Angriffe ein willkommenener Anlaß zur Kaltstellung dieses ältesten und treuesten Gefolgsmannes des alten Marschalls, der von diesem immer mit den schwierigsten politischen Aufträgen ausgezeichnet worden war und den der Marschall kurz vor seinem Tode als den Mann bezeichnet hatte, der einmal Moscicki als Staatspräsident ablösen sollte. Im Oktober 1935 trat Slawek als Regierungschef zurück. Sein Nachfolger wurde Koscialkowski, den aber schon im Mai des folgenden Jahres General Skladkowski, ein dem Generalinspektor vollkommen ergebener Mann, ablöste. Er erklärte offen, daß er die Regierung auf Befehl Rydz Smiglys übernehme.

Rydz Smigly wollte aber nicht nur eine ihm ergebene Regierung haben, sondern auch eine politische Organisation, die hinter ihm steht und auf die sich seine Regierung stützen kann. Schon im August 1935 trat er innenpolitisch auf dem Krakauer Legionärstag hervor. Er warnte alle Oppositionsparteien und seine Gegner innerhalb des alten Regierungslagers: Der Soldat sei das wichtigste Element für den Bestand des neuen Polen. Gleich darauf erteilte „Gazeta Polska“ sowohl der Polnischen Sozialistischen Partei wie der nationaldemokratischen Nationalen Partei eine glatte Absage. Weder die einen wie die anderen konnten jetzt noch hoffen, bei dem Versuch einer Neuordnung der innenpolitischen Verhältnisse eingeschaltet zu werden. Das Blatt, deren damaliger Hauptschriftleiter Miedzinski auch diesmal wieder eine gute Nase für die Konjunktur verriet, machte sich über die Ideologie der Polnischen Sozialistischen Partei lustig. Sie bestehe aus einem halben Pfund marxistischer Phrasen, drei Pfund Vorbehalten „gebildeter“ Leute, einem Lot Antiklerikalismus, einer Messerspitze Patriotismus, einer Handvoll kleingestoßener liberaler Mandeln — das alles in einem Faß voller Gedankenlosigkeit gut eingewässert, mit süßer Verantwortungslosigkeit eingezuckert und am offenen Feuer sommerlicher Temperamente geschmort, bis sich daraus eine sogenannte Ideologie ergibt. Der Nationaldemokratie wurden Sünden aus der Vergangenheit vorgehalten: ihr Verleumdungsfeldzug gegen Marschall Pilsudski während des Weltkrieges; nach der Errichtung des polnischen Staates die Sabotage der Staatsgewalt, bloß weil sie nicht in ihren

Händen lag; die Verherrlichung des Mordes am ersten Staatspräsidenten Narutowicz; der Versuch, die Armee in die Abhängigkeit des Sejm zu bringen; die Wühlereien gegen den Heeresetat und gegen die Verfassungsänderung, und die Tatsache, daß sie sich der von Pilsudski geführten Politik der Selbständigkeit in den Fragen der Außenpolitik widersetzt und bei den Franzosen Unterstützung für ihre inneren Umtriebe zu erhalten versucht hat.

Auffallend war die Schonung, die der bäuerlichen Volkspartei zuteil wurde.

Der Weg des Generalinspektors führte zu ihr.

Vorher allerdings wurden noch die Positionen des Generalinspektors auf dem rein militärischen Sektor unterbaut. Daß es dabei fortlaufend zu schweren Zusammenstößen zwischen dem Staatspräsidenten als dem Generalbevollmächtigten des politischen Testaments des alten Marschalls und dem jungen Generalinspektor kam, Reibungen, die im Grunde bis zum heutigen Tage niemals abgerissen sind, weiß jedes Kind in Polen. Aber dem Staatspräsidenten ging es darum, wenigstens eine evolutionäre Entwicklung bis zum Sommer 1940, bis zum Erlöschen seiner Amtszeit, zu gewährleisten und dem Staat schwere Erschütterungen zu ersparen. Daß der greise, langjährige Freund und Vertrauensmann des toten Marschalls dabei keineswegs gesonnen war, dem ungestümen Drängen des Armeeführers nachzugeben, sondern klug und bedacht eine Karte gegen die andere ausspielte, zeigt seine Verordnung vom 12. Mai 1936 über die Organisation der höchsten militärischen Stellen. Unter Berufung auf die Verfassung wird bestimmt, daß der Staatspräsident in Friedenszeiten die oberste Gewalt über die bewaffnete Macht sowohl durch den Generalinspektor der Wehrmacht wie den Kriegsminister ausübt. Der Staatspräsident ernennt und entläßt die Unterstaatssekretäre für militärische Angelegenheiten, die Armeeeinspektoren, den Chef des polnischen Generalstabs und die Divisionskommandanten auf Vorschlag des Kriegsministers und im Einvernehmen mit dem Generalinspektor. Die Zuständigkeiten des Kriegsministers auch gegenüber dem Generalinspektor werden durch diesen Erlaß neu bestätigt. Wenn er auch gleichzeitig den Generalinspektor für den Kriegsfall zum Oberkommandanten des polnischen Heeres bestimmt, so schien die erste Runde im Kampf um die Macht, um die oberste Führung in Volk und Staat, doch von dem Generalinspektor verloren worden zu sein. Der Hüter des politischen Testaments Marschall Pilsudskis erwies sich als härterer Gegner, als erwartet.

Nun setzte die große innenpolitische Offensive des Generalinspektors ein. Vierzehn Tage nach der Verordnung des Staatspräsidenten gab der Generalinspektor in einer Rede der polnischen Öffentlichkeit zu verstehen, daß fortan auch die innenpolitischen Angelegenheiten zu seinem Ressort gehören. Wie kann man, so erklärte er, einen Staat organisieren und an die Gesundung irgendwelcher Zustände im Staat denken, wenn es keinen organisierten, einheitlich geleiteten Willen gibt. Die moralische Grundlage aber für jede Organisation sei die Parole der Hebung der Wehrkraft des Landes. In dieser Parole befindet sich alles.

Diese Erklärung erhielt ihre besondere Bedeutung durch die eben erfolgte Ablösung des Kabinetts Koscialkowski durch das des Generals Skladkowski. Vierundzwanzig Stunden später erteilte Rydz Smigly dem Obersten Koc, einem weiteren ihm bedingungslos ergebenden Mann, den Auftrag, die verschiedenen Legionärgruppen zu einem Legionärverband zusammenzufassen, der der Kernpunkt der neuen Ordnung werden soll. Der alte pilsudskistische „Unparteiische Block der Zusammenarbeit mit der Regierung“, den Oberst Slawek, der Gegner des Generalinspektors, gegründet und geleitet hatte, war schon im Oktober vorher aufgelöst worden, so daß der dem Obersten Koc erteilte Auftrag tatsächlich der erste Versuch der Schaffung einer neuen Regierungsorganisation bedeutete. Sie sollte sich von dem Pilsudski-Block vor allem dadurch unterscheiden, daß in ihm die alten Kämpen des toten Marschalls nichts mehr zu sagen hatten. Zunächst versuchte sich Rydz Smigly auf dem Weg, einzelne politische Gruppierungen der Opposition für sich und seine Bestrebungen zu gewinnen. So kam es zu dem denkwürdigen Tag in Nowosielce, jener ersten großen Niederlage des Generalinspektors auf dem innenpolitischen Schlachtfeld.

Nowosielce ist ein Dorf in dem galizischen Bezirk Przeworsk. Im Jahre 1634 hatte sich hier ein Bauer gegen die einfallenden Tataren an der Spitze polnischer Männer gestellt und sie nach erfolgreichem Kampf zurückgeschlagen. Zu Ehren dieses Bauernhelden, Michal Pysz aus Nowosielce, wurde am 29. Juni 1936 ein Gedenkhügel, den die Bauern seiner Heimat aufgeschüttet hatten, in feierlicher Form eingeweiht. Für die Veranstaltung zeichnete die oppositionelle bäuerliche Volkspartei verantwortlich. Sie beschloß, der Feier das Gepräge einer großzügigen Kundgebung der Opferbereitschaft des polnischen Bauern für die Landesverteidigung und der Hingabe der bäuerlichen Bevölkerung für die Armee zu geben.

Der Generalinspektor der Armee, Rydz Smigly, sah in dieser Feier den gegebenen Ansatzpunkt für sein Bestreben, den Weg zu den Bauern und zur bäuerlichen Volkspartei zu finden. Er ließ nicht nur Abordnungen verschiedener Waffengattungen an der Feier teilnehmen, sondern entschloß sich auch, ihr persönlich beizuwohnen. Hundertfünfzigtausend Bauern aus allen Gebieten Kleinpolens strömten in Nowosielce zusammen. Den Höhepunkt erreichte die Feier durch eine eindrucksvolle Parade der Truppen, der halb-militärischen Bauernorganisationen und der politischen Führer und Unterführer der Bauernpartei vor dem Generalinspektor. Der Vizevorsitzende der Bezirksorganisation der bäuerlichen Volkspartei hielt allerdings eine Rede vor dem Generalinspektor, die dessen Hoffnungen auf eine Zusammenarbeit mit der Volkspartei restlos durchkreuzte.

Der Redner sprach von dem geistigen Nachfahren des Bauernhelden Pyrz, seinem Nachfolger, dem Dorfältesten Witos, dem alten Gegner Marschall Pilsudskis, der damals als Emigrant in der Tschecho-Slowakei lebte. Witos und nicht etwa Marschall Pilsudski oder gar der Generalinspektor habe die Bauern gelehrt, nicht allein ihr heimatliches Dorf, sondern ganz Polen mit ihrer Sorge zu umfassen. „Wir sind uns heute“, so sagte der Redner, „unserer Pflichten dem Staat gegenüber bewußt, in erster Reihe der Pflicht der Staatsverteidigung. Doch als Miteigentümer des Staates haben wir nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, darüber mitzuentcheiden, wie dieser Staat beschaffen sein soll und welche Richtung er einzuschlagen hat. Wir haben die Pflicht, zu erklären, daß die Zurückdrängung der Bauernmassen von einer geeigneten Teilnahme am politischen Leben, daß der Entzug der politischen Rechte sich im Staatsleben gerade dann gefährlich auswirken kann, wenn die Opferwilligkeit der Bauern, das Blut und das Leben der Bauern benötigt werden. Wir wollen die Teilnahme der Armee mit dem Generalinspektor an der Spitze an dieser Feier zu Ehren des Bauernhelden Michal Pyrz als eine Verheißung hinnehmen, daß jetzt ein besseres Verständnis als bisher für die Angelegenheiten Platz greift, welche die Bauern begehren.“ Nach dieser Rede näherte sich ein anderer Bauernführer der Tribüne des Generalinspektors und rief aus: „Es lebe die Polnische Republik, es lebe eine starke polnische Armee, es lebe die Volkspartei! Wir verlangen die Rückkehr unseres Witos und seiner Genossen!“

Das war eine Sprache, wie sie von seiten der Opposition, wenigstens seit dem Jahre 1930, als Marschall Pilsudski gerade Witos und seine Genossen als Repräsentanten eines verderbten demokratischen Par-

lamentarismus endgültig aus dem politischen Leben ausgeschaltet und in die Brest-Litowsker Kasematten, in die Gefängnisse und in die Emigration geschickt hatte, nicht vernommen worden war. Niemals hätte es ein Oppositionsführer gewagt, den ersten Marschall Polens in dieser Weise vor hundertfünfzigtausend Bauern bloßzustellen, wie das hier in Nowosielce mit dem Generalinspektor Rydz Smigly geschah. Er war nach Nowosielce gekommen, um sich als „Obersten Führer“ feiern zu lassen, und hundertfünfzigtausend Bauern brachten ein Hoch nicht auf ihn, sondern auf den Emigranten Witos aus. Die größte politische Kundgebung, die in dem wiedererstandenen Polen vielleicht überhaupt stattgefunden hat, war eine gegen das System und gegen den Generalinspektor und seinen Autoritätsanspruch.

Nowosielce war eine vollkommene Niederlage. Ein Jahr später zogen die Bauern den Schlußstrich unter den gescheiterten Versuch des Generalinspektors, sie vor den Wagen seiner innenpolitischen Bestrebungen zu spannen. Als sich die bäuerliche Volkspartei im August 1937 entschloß, in den Lebensmittel-Lieferungsstreik zu treten, der dann den Charakter eines offenen Aufstandes gegen die Staatsgewalt annahm, handelte es sich schon nicht mehr um eine bloße Demonstration mit Worten. Da wurde der Mißerfolg von Nowosielce mit dem Blut von siebzig Bauern und vierzehn Polizisten besiegelt. Nach Nowosielce sondierte der Generalinspektor, der inzwischen durch einen Erlaß des Staatspräsidenten vom 15. Juli 1936 wirklich zum „Obersten Führer“, wenigstens dem äußeren Rang nach, ernannt worden war, zur ersten Person in Polen nach dem Staatspräsidenten — einige Monate nach Nowosielce also sondierte der „Oberste Führer“ wieder ohne Schonung seiner militärischen Stellung das Gelände auf dem entgegengesetzten Frontabschnitt. Er klopfte im Herbst auf dem Umweg über die Studentenorganisation „Arkonja“, wo er an einem Festkommers teilnahm, an die Tür einer der nationalradikalen Gruppierungen an. Auch hier vergeblich und mit einem vollen Mißerfolg. Aber auch der entmutigte den ehrgeizigen Mann nicht.

Der Staatspräsident sah die Gefahren, die von dieser höchsten militärischen Autorität für das gesamte Staatsgefüge, für das gesamte Erbe des Großen Marschalls drohten. Er beschloß, durch einen Akt einmal vor der gesamten polnischen Nation trotz der erfolgten Ernennung des Generalinspektors zum „Obersten Führer“ zu demonstrieren, daß die höchste Gewalt im Staate immer noch in seiner Hand liege und daß er nicht gewillt sei, sich diese Stellung, die ihm die Verfassung einräume, von irgendwem aus der Hand winden zu

lassen. Er beschloß, der gesamten Öffentlichkeit zu zeigen, daß auch der „Oberste Führer“, Generalinspektor Rydz Smigly, von ihm und seinen Entschlüssen abhängig sei. Er beschloß, ihm den Marschallstab zu überreichen, den vor ihm nur ein einziger Pole innegehabt hat, der Große Marschall Pilsudski. Auf der einen Seite stillte er den maßlosen Ehrgeiz des jungen Armeeführers, das zu werden, was Marschall Pilsudski war, ja mehr als das, eine größere Rolle zu spielen, als der Schöpfer des neuen polnischen Staates jemals gespielt hatte. Auf der anderen Seite wurde die Feier der Überreichung des Marschallstabes, die im Warschauer Schloß, dem Sitz des Staatspräsidenten, stattfand, so aufgezo-gen, daß sich niemand mehr im Zweifel über die Rangfolge im Staate sein konnte: der Generalinspektor Rydz Smigly empfing den Marschallstab aus der Hand des Staatspräsidenten und nicht wie seinerzeit Marschall Pilsudski als heimkehrender Sieger aus dem Kampf gegen die Roten Truppen spontan aus der Hand seiner Generale, Offiziere und Soldaten. Rydz Smigly wurde Marschall von Gnaden des Staatspräsidenten.

Darum verzichtete aber der junge Marschall nicht auf weitere Versuche, die wirkliche Macht im Staate zu erobern. Nach den Mißerfolgen von Nowosielce und bei den Nationalradikalen entschloß er sich endgültig, seine eigene politische Volksorganisation zu errichten. Diesmal allerdings nicht mit dem Einsatz der eigenen Person und Autorität. Oberst Koc, der sich als Präsident der Bank von Polen um den Staat Verdienste erworben hatte, wurde jetzt zur Konzentration aller nationalen Kräfte abkommandiert. Sein alter Auftrag der Zusammenfassung der Legionärverbände, der inzwischen rein organisatorisch durchgeführt war, wurde erweitert. Er sollte die politische Volksorganisation errichten, die alle lebendigen Kräfte der Nation zusammenfaßt und die dem „Obersten Führer“ und Marschall auch die innere Autorität eines Führers verleiht. Mit Hilfe dieser Organisation, die ihm unterstellt ist, sollte jede Regierung in die Abhängigkeit von ihm gestellt werden. Rydz Smigly verzichtete darauf, den organischen Weg zu gehen, der jeder echten Bewegung von Natur aus vorgeschrieben ist, nämlich den Weg des Aufbaus von Zelle zu Zelle und der Gewinnung von Anhängern auf dem Weg der inneren Überzeugung. Marschall Pilsudski hatte zeit seines Lebens auf programmatische Erklärungen verzichtet, weil der Mensch und sein Lebensweg Programm genug waren. Der Mann, der sein Nachfolger werden wollte, glaubte, für die politischen Verhältnisse in Polen genügt ein Programm, eine „ideelle politische Erklärung“ zur Überzeugung der Massen und für ihre politische Gewinnung.

Menschen, die von der Regierung, von seiner Regierung Skladkowski abhängig sind, gebe es ja genug, in jeder Stadt und in jedem Dorf. Sie haben einfach den an Oberst Koc gegebenen Befehl aufzunehmen und ihrerseits durchzuführen. So entstand das ideelle politische Programm des Obersten Koc und mit ihm das „Lager der Nationalen Einigung“. Am 20. Februar 1937 wurde es aus der Taufe gehoben. Keine Anschlagssäule der polnischen Hauptstadt und keiner Stadt und keines Dorfes in Polen, an der das Programm nicht plakatiert wurde. Hinter ihm steht keine weltanschauliche Überzeugung, sondern das Bemühen, es allen recht zu machen, um alle im Namen der Hebung der Wehrkraft des Landes zu gewinnen. Lediglich zum Kommunismus wird eine klare Trennungslinie gezogen. An der Bauern- und Minderheitenfrage wird so gut wie ganz vorübergegangen. Seit Nowosielce ist die Bauernfrage ein zu heißes Eisen, und in der Minderheitenfrage stehen sich die Ansichten nicht nur der verschiedenen oppositionellen politischen Parteien, sondern auch die der Männer in der engsten Umgebung des Marschalls schroff gegenüber. Also geht man an dem Problem einfach vorüber. In der Judenfrage enthält es einige Verlegenheitserklärungen, die die starken antisemitischen Strömungen in der Rechtsopposition und in der Jugend abfinden sollen, ohne die Juden, die so starken Einfluß auf die Regierung haben, zu verletzen oder auch nur zu reizen. Stärkstens wird die Bedeutung der katholischen Kirche für die polnische Nation unterstrichen, gleichzeitig aber auch vor den polnischen Sozialisten eine Verbeugung durch die Verurteilung der Ausnutzung des Arbeiters durch das Kapital gemacht. Das Programm enthält also für jeden in Polen etwas. Indessen nichts, was eine Weltanschauung kennzeichnet, nämlich die Unduldsamkeit Andersgläubigen gegenüber. Kein Wunder, wenn niemand durch diese ideelle politische Erklärung überzeugt wurde und dieser Versuch des Einbruchs in die Parteien, die ja alle Oppositionsparteien sind, vollkommen mißlang. Dabei stellten sich die als Bürgermeister waltenden Regierungskommissare und Dorfschulzen, die Starosten und Vögte, Postdirektoren und Krankenkassenbeamte, Gerichtsvollzieher und Angestellte der staatlichen Monopole selbstverständlich bereitwillig in den Dienst des Aufbaus des „Lagers“ zwecks Konsolidierung der Nation. Zweifelsohne gab es Hunderte, vielleicht sogar Tausende, die diesen Auftrag des „Obersten Führers“ und Marschalls genau so ernst nahmen wie der redliche und brave Oberst Koc. Es gab sogar Kreise, die von erheblichem Einfluß waren und noch sind und die Meinung vertraten, daß es der Oberst Koc „viel zu ernst nimmt“.

Mit seinem Eifer ist es ihm doch sogar gelungen, einen Kreis von jungen Leuten zu gewinnen, die sich mit der Tatsache einer Bestrebung zur nationalen Konsolidierung an sich schon zufrieden gaben und die sich darum mit Eifer und Ernst an diese Arbeit machten. Das war die Jugendgruppe des „Lagers“, geführt von Leuten, die aus dem weltanschaulich viel klarer bestimmten Kreis der nationalradikalen Jugend kamen und die der ewigen Opposition zur Regierung satt waren und nach tätiger Mitarbeit am Aufbau des Staates drängten. Sie hatten Schwung und Haltung, sie stellten unbequeme und nicht gern gesehene Fragen über das antisemitische Programm des „Lagers“, sie scheuten sich nicht, die Beseitigung des übermäßigen Einflusses der Juden und der Freimaurer aus allen Sparten des nationalen und öffentlichen Lebens zu fordern. Darum war die Jugendgruppe auch die einzige Teilorganisation des Lagers der Nationalen Einigung, in der es nicht nur Karteigenossen, sondern wirkliche Mitglieder und Mitkämpfer gab.

Eine Bombe machte ihren Bestrebungen ein Ende.

Wie zu jedem Wochenende hatte sich Oberst Koc auch am Sonnabend, dem 17. Juli 1937, in sein bescheidenes Landhäuschen, nach Swidry-Male, einem fünfzehn Kilometer weichselaufwärts von Warschau gelegenen Dörfchen, begeben. Wie immer wollte er sich am Sonntagabend mit seinem kleinen Opel, den er selbst steuert, nach Warschau zurückbegeben. Seine Abreise hatte sich am achtzehnten abends etwas verzögert. Kurz ehe sie erfolgen sollte, explodierte in der Toreinfahrt zu dem Landsitz eine Bombe. Als sich Oberst Koc vor das Haus begab, erkannte er zunächst nur ein tiefes Loch, das in die Toreinfahrt gerissen war, Splitter des zerstörten Zaunes und dann — einzelne Fetzen von einem Menschen. Polizeibeamte, die später eintrafen, schließlich auch Gerichtsbeamte und der stellvertretende Innenminister Paciorkowski, fanden einzelne Teile der Bombe, die mit großer Sachkenntnis angefertigt gewesen sein muß, und dann in weitem Umkreis weitere Körperteile eines Menschen. Die Untersuchung, die mit großem Eifer aufgenommen wurde und in deren Verlauf über hundert Personen verhaftet wurden, ergab, daß es sich um ein wohl vorbereitetes Attentat auf den Obersten Koc handelte, dem zweifelsohne der Oberst auch in dem Augenblick erlegen wäre, wo sein Wagen die Toreinfahrt passierte. Durch eine Ungeschicklichkeit des Attentäters beim Vergraben der Bombe war diese zu früh explodiert und hatte statt den Obersten Koc den Attentäter selbst zerrissen. Die Untersuchung ergab weiter, daß es sich bei

dem Attentäter um einen gedungenen Verbrecher handelte, der aus der Nähe der in der Woiwodschaft Posen gelegenen Kreisstadt Krotoschin stammte und der von sich aus bestimmt nicht auch nur den geringsten Anlaß haben konnte, die weite Reise bis Warschau zu machen, bloß um den Obersten ums Leben zu bringen, den er gar nicht kannte. Im übrigen war die Bombe von keinem Dilettanten und Liebhaber fabriziert worden, sondern von einem Fachmann. Wer trug die wirkliche Verantwortung für das Attentat? Die Untersuchung schleppte sich lange hin. Die Presseorgane der einzelnen Gruppierungen, sowohl des ehemaligen Pilsudskilagers als auch der Oppositionsparteien, beschuldigten sich gegenseitig. Es gab Beleidigungsprozesse und schriftliche Richtigstellungen in den Zeitungen. Niemals aber bis auf den heutigen Tag ist der polnischen Öffentlichkeit mitgeteilt worden, aus welchen politischen Kreisen die Leute stammten, die den Attentäter aus Krotoschin gedungen hatten. Es ist auch niemals eine Verlautbarung über den Stand der Untersuchung erschienen. In allen Kaffeehäusern flüsterte man sich aber bereits wenige Monate nach dem Attentat ins Ohr, daß die Untersuchung tatsächlich zu sehr konkreten Ergebnissen geführt habe und daß die Schuldigen in recht einflußreichen Kreisen zu suchen seien. Niemals ist offiziell bestritten worden, daß konkrete Untersuchungsergebnisse vorliegen. Niemals ist geleugnet worden, daß das Attentat sich nicht gegen den Obersten Koc als Privatperson, sondern als Leiter des Lagers der Nationalen Einigung gerichtet hat. Einzelne Blätter, die allerdings beschlagnahmt wurden, hatten sogar den Mut, das Kind etwas deutlicher beim Namen zu nennen. Gegen gewisse Behauptungen der „Gazeta Polska“ stellte das nationalradikale „ABC“ die Behauptung auf, daß es bestimmte Leute gebe, die keineswegs den Oppositionsparteien angehören, die alte Rechnungen mit dem Obersten Koc zu begleichen haben. Diese Rechnungen stammen aus dem Winter 1929/1930. Was war im Winter 1929/1930 geschehen? Im März 1930 hatte die Regierung der Obersten unter Führung Slaweks, der innerhalb des Regierungslagers auf dem rechten Flügel stand, die Regierung Bartel, der weit liberaleren und sozialistisch gefärbten Neigungen huldigt, abgelöst. Bartel und der ihm nahestehende Kreis der sogenannten „Verbesserer“, die „Naprawa“-Gruppe, waren damals von der Oberstengruppe nach langen Kämpfen kaltgestellt worden. Oberst Koc stand aber dieser Oberstengruppe nahe. Jetzt sahen diese mehr links ausgerichteten Kreise der „Naprawa“ wieder die Gefahr einer Rechtsorientierung durch den Obersten Koc am Horizont heraufziehen. Die Bombe, die vor dem Landhaus des Obersten platzte, war

eine der Phasen in dem beständigen Kampf, der seit dem Tode Marschall Pilsudskis um dessen Ideologie zwischen dem rechts und dem links eingestellten Kreis seiner Anhänger tobt. Während Oberst Koc und die Oberstengruppe in Marschall Pilsudski vor allem den Patrioten, den großen polnischen Staatsmann und Führer der Nation sieht, rückten die „Naprawa“-Leute, die „Verbesserer“, die revolutionäre Epoche aus dem Leben des großen Marschalls in der Zeit der Unfreiheit, in der er den Kampf gegen das zaristische Rußland als Mitglied der Sozialistischen Partei geführt hatte, in den Vordergrund.

Für diese „Naprawa“-Gruppe war die ideelle Richtung des Obersten Koc noch viel zu national. Sie sahen besonders in der Verbindung des Obersten Koc mit der radikalnational eingestellten Jugendgruppe die Gefahr einer Orientierung des Regierungskurses nach rechts. Sie, die links und sozialistisch eingestellten Pilsudski-Anhänger, suchten den Anschluß an die Polnische Sozialistische Partei. Von diesen Kreisen ging zweifelsohne das Attentat gegen den Obersten Koc aus. Wenn ihnen deswegen nichts geschah, wenn die Untersuchung trotz ihren konkreten Ergebnissen in irgendeinem Aktenschrank der Staatsanwaltschaft verstaubt und niemals mehr hervorgeholt werden wird, dann ist das nicht nur ein Dokument für den Stand der Rechtsverhältnisse in Polen, sondern auch für den Einfluß, den diese links ausgerichteten, stark von freimaurerischem Geist durchtränkten Kreise seit dem Tode Pilsudskis gewonnen haben.

Da die Bombe gegen den von Rydz Smigly beauftragten Oberst Koc geschleudert worden ist, war sie gleichzeitig auch ein Anschlag gegen den Marschall und „Obersten Führer“. Dieser zog aus ihr nur eine einzige politische Konsequenz. Wenige Monate später trat Oberst Koc von der Leitung des Lagers der Nationalen Einigung zurück, und der Kommandant der Wilnaer Division, General Skwarczynski — man sagte ihm nach, er sei ein tüchtiger Soldat — wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Oberst Wenda erhielt den Befehl, für einige Zeit seinen Soldatenrock an den Nagel zu hängen und die Rolle eines Stabschefs im „Lager“ zu übernehmen, Major Galinat wurde Jugendführer. Die ganze neue Garnitur der führenden Persönlichkeiten, die an die Spitze des Lagers der Nationalen Einigung gestellt wurde, hatte schon weit weniger Sympathien für die Orientierung nach rechts als für die nach links. Sie alle sind Scharfmacher gegen Deutschland und gegen die Verständigungspolitik mit dem Reich und Freunde einer Wiederaufwertung der alten Bündnis-

politik mit Frankreich. Die nationalradikale Jugendgruppe des „Lagers“ wurde kurzerhand an die Luft gesetzt.

Der „Oberste Führer“ Rydz Smigly hat also vor den Attentätern auf den Obersten Koc kapituliert. Seitdem hat das „Lager“ aufgehört, den Ehrgeiz an den Tag zu legen, die Nation zu konsolidieren und eine Volksorganisation zu werden. Seitdem genügt ihm, die schmale Basis zu sein, auf die sich die Regierung stützt und die alle Karriere-macher sammelt. Das Lager der Nationalen Einigung ist unter der Leitung General Skwarczynskis nur noch ein Instrument zur Ausübung der Macht im Staate.

Zunächst allerdings trat noch eine gefährliche Entwicklung im Parlament ein. Es gab da noch zu viel alte Pilsudski-Anhänger, die stärkste Sympathien für den Oberstenkreis hatten und mit den von Marschall Rydz Smigly eingeführten politischen Methoden nicht einverstanden waren und die andere Ansichten über den politischen Weg des Volkes als Rydz Smigly vertraten, ja die sogar, wie der greise Held von Wilna, der alte Kampfgefährte Marschall Pilsudskis, Generalfeldzeugmeister a. D. Zeligowski, laut die Meinung äußerten, es wäre besser, nach all dem, was sich seit des alten ersten Marschalls Tode ereignet hat, wenn der zweite Marschall Polens, Rydz Smigly, sich in seinen Interessen auf die Armee beschränken und aus der Politik heraushalten würde. Der greise General Zeligowski wurde für diese Äußerung vor den Abgeordneten des Sejm dadurch bestraft, daß man ihm das Amt des Vorsitzenden der Heereskommission im Haushaltsausschuß nahm und ihn seitdem von den Abgeordneten des Lagers der Nationalen Einigung fast wie einen Aussätzigen behandeln läßt.

Aber noch schob sich ein unvorhergesehenes Ereignis den Bestrebungen Marschall Rydz Smigly in den Weg. Am 22. Juni 1938 starb Sejmarschall Car. Und es geschah das Ungeheure und Unfaßbare: nicht der Vertrauensmann des Lagers der Nationalen Einigung und der „Verbesserer“ wurde zum Sejmarschall gewählt, sondern Oberst Slawek, der alte Kämpfe Pilsudskis und Hauptgegner Marschall Rydz Smigly auf dem Felde der Innenpolitik. Von den 176 Abgeordneten, die Stimmen abgaben, hatten sich 114 für Slawek ausgesprochen. Die Niederlage des „Lagers“ und damit des Marschalls war wieder einmal eine vollkommene.

Aber auch jetzt wurde die Flinte nicht ins Korn geworfen. Marschall Rydz Smigly erreichte beim Staatspräsidenten die Auflösung des Parlaments und damit die Kaltstellung Slaweks. Der Staats-

präsident tat dies unter einer Voraussetzung, der er in dem Auflösungsbeschuß auch öffentlich Ausdruck gab: das neuzuwählende Parlament müsse als wichtigste Aufgabe die Wahlordnung reformieren, damit in dieser Körperschaft die politische Meinung des Volkes umfassender als bisher zur Geltung gelange. Ja, diese Reform der Wahlordnung wurde in dem Erlaß des Staatspräsidenten als die Hauptaufgabe des neuen Parlaments bezeichnet. Das war ein Schlag gegen das Lager der Nationalen Einigung und seinen Totalitätsanspruch, alleiniger Vertreter der Meinung des gesamten Volkes zu sein.

Und was geschah? Die Wahl wurde durchgeführt. Es kam ein neues Parlament zustande. Mit dem Einsatz des gesamten Regierungsapparates, der sich ja in der Hand des Marschalls über den ihm ergebenen Ministerpräsidenten und Innenminister befindet, wurde ein überwältigender Sieg des Lagers der Nationalen Einigung herbeigeführt. Sowohl im Sejm wie im Senat sitzen seitdem Angehörige des Lagers der Nationalen Einigung als überwältigende Mehrheit. Diese Mehrheit allerdings ist kurz darauf durch die Kommunalwahlen in der krassesten Form bloßgestellt worden. Hier, wo die oppositionellen Parteien noch zu Wort kommen können, blieb trotz des erneuten Einsatzes des Verwaltungsapparates das Lager der Nationalen, das nur rund 30 vH. aller Stimmen auf sich vereinigen konnte, in der Minderheit. Aber Rydz Smigly genügte die Tatsache, jetzt Sejm und Senat in der Hand zu haben. Mit Hilfe dieser Instanzen kann er jetzt Regierungen absetzen (falls der Staatspräsident Schwierigkeiten machen sollte) und selbst dem Oberhaupt des Staates gefährlich werden. Rydz Smigly ist es zwar nicht gelungen, sich die Autorität der Nation als politischer Führer zu erwerben, wohl aber diese entscheidenden Machtpositionen im Staat. Mit Hilfe des Lagers der Nationalen Einigung befinden sich Sejm und Senat seit den Herbstwahlen 1938 in seiner Hand. Sich diese Waffe wieder entwinden zu lassen — das kam natürlich nun nicht mehr in Frage. Von der Aufgabe, die der Staatspräsident dem Parlament gestellt hatte, die Wahlordnung zu reformieren, damit wirklich die Vertreter der Nation in Sejm und Senat einziehen, davon war keine Rede mehr. Mit souveräner Gleichgültigkeit setzten sich Sejmabgeordnete und Senatoren über den Befehl des Staatspräsidenten hinweg. Sie folgten damit den Weisungen des „Obersten Führers“ und Marschalls.

Die Meinung seines Volkes kümmerte diesen nicht mehr. Nowosielce, der Mißerfolg in der nationalradikalen Korporation „Arkonia“ und das ungesühnt gebliebene Bombenattentat auf den von ihm selbst

herausgestellten Obersten Koc — all diese Mißerfolge und Niederlagen hatten ihn, den „Obersten Führer“, nur zur Gleichgültigkeit gegenüber der Meinung des Volkes erzogen. Wenn dieses auch die Auffassung vertritt, Marschall Rydz Smigly möge ein guter Soldat sein, als Politiker erweise er fortlaufend seine Unfähigkeit, und möge diese Meinung im stillen selbst im vertrauten Kreise seiner engsten Mitarbeiter, ja selbst von den ihm so ergebenen Mitgliedern des Lagers der Nationalen Einigung geteilt werden — hinter ihm steht die Armee und damit die Staatsgewalt der letzten Instanz. Ein „Oberster Führer“ ist Marschall Rydz Smigly nicht geworden, wohl aber der oberste Machthaber.

Und dies nicht nur auf dem Gebiet der Innenpolitik. Der Ehrgeiz dieses Mannes brannte darauf, den einzigen wirklich hundertprozentig legitimierten Nachfolger des toten Marschalls aus dem Sattel zu heben, dessen privilegierte Sonderstellung innerhalb des Kabinetts zu beseitigen oder ihn doch wenigstens in seinem Wirkungsbereich so weit einzuschränken, daß er nicht mehr eine Politik der eigenen Verantwortung gegenüber dem Vermächtnis des großen Führers der Nation treiben kann. Marschall Rydz Smigly hat den Ehrgeiz, auch die Außenpolitik der Republik Polen zu machen. Marschall Pilsudski, das unerreichte und unerreichbare Vorbild, war ja auch nicht nur Militär, sondern Staatsmann. Ja vielleicht sogar mehr Staatsmann als Soldat. Seine Hauptleistung lag ja vielleicht dort, wo ihm keine Mitarbeiter wie in der Armee zur Verfügung standen, wo er sich seinen Weg gegen die doktrinären Auffassungen anderer bahnen mußte. Marschall Pilsudskis Hauptleistung lag ja doch wohl auf dem Felde der Außenpolitik, wo Polen in der Zeit der parlamentarischen Demokratie, der „cloaca maxima“, wie Marschall Pilsudski einmal Polens Parlamentarismus vor 1930 genannt hatte, um den Preis der politischen Bewegungsfreiheit unter den Staaten Europas in eine zu enge Abhängigkeit von den Mächten des Westens, von Frankreich, geraten war, wo Polen aufgehört hatte, eine selbständige Rolle zu spielen. Sechzehn Monate vor seinem Tode hat Marschall Pilsudski seinem Staat die Unabhängigkeit auf dem Gebiete der Außenpolitik wiedergegeben, als er sich durch den Abschluß des Nichtangriffsabkommens mit dem Reich von dem französischen Bundesgenossen gelöst und den fünfzehn Jahre vorher neuerstandenen Staat als selbständige Macht in die Familie der europäischen Nationen eingeführt hatte.

Nein, Marschall Rydz Smigly mußte auch der Gestalter der Außenpolitik seines Landes werden. Bot ihm sein Amt als Armeeführer

nicht eine glänzende Rechtfertigung für dieses Streben? Bot ihm sein Ziel der Erhöhung des Wehrpotentials seines Landes auch für die außenpolitische Betätigung nicht die notwendige Aktivlegitimation?

Rydz Smigly begann genau dort, wo sein Vorgänger aufgehört hatte. Nur daß sein Weg in die umgekehrte Richtung, nicht in die Richtung der Festigung der von Marschall Pilsudski erkämpften Position der außenpolitischen Bewegungsfreiheit, sondern in die des Rückzugs in die Abhängigkeit von dem französischen Bundesgenossen führte. Er forderte schon im August 1936 den französischen Generalstabschef Gamelin auf, nach Warschau zu kommen, um sich einen Eindruck von der polnischen Wehrmacht zu machen. Dieser Eindruck fiel, wie man sich in eingeweihten Warschauer Kreisen damals erzählte, verheerend aus. Gamelin fuhr mit der Überzeugung nach Paris zurück, daß sich mit dem polnischen Bundesgenossen, so wie er sich ihm auf dem Truppenübungsplatz Rembertow bei Warschau vorgestellt hatte, im Ernstfall nicht viel anfangen läßt. Wollte man aus dieser Armee eine moderne Waffe machen, dann müßte man schon ganz erhebliche Beträge zur Verfügung stellen und vor allem auch dafür Sorge tragen, daß in Polen eine selbständige Rüstungsindustrie entsteht. Freilich, die Voraussetzung für die Zahlung eines solchen Blankowechsels wäre natürlich die politische Zuverlässigkeit des Bundesgenossen. Der Leiter der polnischen Außenpolitik, Beck, setze doch die Politik seines Meisters Pilsudski fort, und diese Politik habe doch zur Lösung der alten engen Bindung zwischen Paris und Warschau geführt.

Das waren die Einwände, die Marschall Rydz Smigly zu hören bekam, als er drei Wochen nach der Abreise Gamelins aus Warschau in Paris an die Tür des Ministerpräsidenten Blum, des Außenministers Delbos, des Kriegsministers Daladier und Marschall Petains angeklopft hatte. Marschall Rydz Smigly gab beruhigende Erklärungen. Er berief sich auf seine eigenen Ideen und Konzeptionen und schob alle Bedenken mit dem Hinweis darauf zurück, daß sich schon in allernächster Zeit der Generalinspektor Rydz Smigly in den „Obersten Führer“ des Staates und in den zweiten Marschall Polens verwandelt haben würde. So erhielt Polen um den Preis, wieder der Vasall Frankreichs geworden zu sein, der er vorher war, und einer erneuten feierlichen Bestätigung des alten Militärvertrages vom Jahre 1923 sowie der Versicherung einer engen Zusammenarbeit des polnischen Generalstabes mit dem französischen von Frankreich eine Rüstungsanleihe in Höhe von 1600 Millionen Franken zur Modernisierung der

polnischen Armee und zur Errichtung einer Rüstungsindustrie, die inzwischen wenigstens zum Teil in dem sogenannten zentralen Industriebezirk bei Sandomierz Wirklichkeit geworden ist.

Alle Bedenken galten nicht mehr, die gerade der alte Marschall Pilsudski über den Wert und die Zuverlässigkeit des französischen Bundesgenossen gehabt hatte und die ihn schließlich veranlaßt hatten, von Frankreich abzurücken und dem Reich die Hand zur Zusammenarbeit zu reichen.

So begann der Verrat an dem großen Erbe Marschall Pilsudskis auf dem Gebiet der Außenpolitik.

Denn wenn es eine Frage gibt, um die es keinen Streit über die Ideologie des alten Marschalls geben kann, dann ist es dessen Außenpolitik, die durch ganz eindeutige und unmißverständliche Handlungen, die durch Blut und Eisen in das Buch der Geschichte eingeschrieben wurde. Diese einzige außenpolitische Handlung des alten Marschalls, an deren Eindeutigkeit nicht zu rütteln ist, war der Marsch seiner Truppen nach Kiew, in die Hauptstadt der Sowjetukraine. Am 10. Mai 1920 zogen die polnischen Soldaten unter dem Befehl (o Ironie des Schicksals!) des damaligen Generals Rydz Smigly in Kiew ein. Der politische Sinn dieses militärischen Unternehmens war lange unklar. Er ist es nicht mehr seit dem Vortrag, den der Leiter der polnischen Kriegsakademie, General Kutrzeba, der den Marsch nach Kiew als Generalstäbler mitgemacht hat, am 5. Mai 1937 im polnischen Rundfunk hielt. Er wies darauf hin, daß Marschall Pilsudski mit Rücksicht auf andere Mächte allen Eingeweihten die Pflicht auferlegt hatte, zehn bis fünfzehn Jahre über das Thema des Marsches nach Kiew Schweigen zu bewahren. Jetzt sei, so erklärte General Kutrzeba, diese Zeit vorbei. Das politische Ziel des Zugs nach Kiew sei die Errichtung eines ukrainischen Staates gewesen, der der natürliche Bundesgenosse Polens im Kampf gegen den russischen Eroberer sein sollte. Der Zug nach Kiew sollte Polen den Sieg über Rußland erleichtern und den Frieden für die Dauer sicherstellen.

Diese Erklärungen General Kutrzebas zeigen, unter welchen Konzeptionen Marschall Pilsudski außenpolitisch gehandelt hat. Diese Konzeption wird im übrigen bestätigt durch Äußerungen, die aus der Feder Marschall Pilsudskis selbst stammen und die man in seiner Denkschrift nachlesen kann, die er 1904, am Vortage der entscheidenden Auseinandersetzung zwischen Rußland und Japan, in Tokio überreicht hat. In dieser Denkschrift weist Pilsudski darauf hin, daß Rußland nur scheinbar ein einheitliches staatliches

Gebilde ist, daß in diesem Staate aber in Wirklichkeit nur 57 bis 59 Millionen Russen neben 70 Millionen Nichtrussen leben. Dieser Mangel an Einheitlichkeit sei die Achillesferse des Staates, in die alle Feinde Rußlands einschlagen sollten. Das politische Ziel der polnischen Nation sei „die Zerschlagung des russischen Staates in seine Hauptbestandteile und die Selbständigmachung der in dieses Imperium mit Gewalt hineingezwungenen Länder“.

Was Marschall Pilsudski letzten Endes gewollt hat, darüber kann auf Grund dieser seiner eigenen Äußerungen, auf Grund seines Marsches nach Kiew, der unter seiner Leitung erfolgten Lösung Polens von Frankreich und der Stützung des Staates auf die Zusammenarbeit mit dem Reich gar kein Zweifel mehr bestehen. Künftige Geschichtsforscher werden die Aufgabe haben zu untersuchen, ob Marschall Rydz Smigly dieses Vermächtnis des einzigen großen politischen Führers, den die polnische Nation hatte, nicht erkannt hat oder ob er sich selbst für zu schwach hielt, um diesen Weg der Freiheit fortsetzen zu können, und ob er deswegen den bequemeren Weg des Rückzugs in die Vasallenschaft zu Frankreich wählte.

Jedenfalls hat er nach seiner Septemberreise im Jahre 1936 nach Paris im Sinne der dort gemachten Versprechungen und übernommenen Verpflichtungen folgerichtig gehandelt. Er hat mit Hilfe der maßgeblichen Männer des Lagers der Nationalen Einigung, führender Militärs, verschiedener Regierungsmitglieder und hoher Verwaltungsbeamter nach Kräften die Fortsetzung der Verständigungspolitik mit dem Reich blockiert und verhindert und alles auf die französische Karte gesetzt.

Einige Beispiele für diese Politik der Störung der deutsch-polnischen Beziehungen seien angeführt: sie stammen aus der Zeit vor dem Bruch des deutsch-polnischen Nichtgewaltanwendungspaktes vom Januar 1934.

Auf der Propagandawoche des „Westverbandes“, die in der Zeit vom 30. März bis zum 5. April 1938 in Gdingen unter der Schirmherrschaft des ostoberschlesischen Woiwoden Grazynski stattfand, kam es zu einer Entschließung, in der es wörtlich heißt: „Der polnischen Nation ist durch den Versailler Vertrag bittres Unrecht zugefügt worden, weil nur teilweise das Land an der Küste, das von polnischer Bevölkerung bewohnt wird, in die Hand Polens gegeben worden ist. Wir werden keine Anstrengungen und Opfer scheuen, bis das vom Mutterlande abgetrennte Land von neuem zu ihm zurückkehrt.“

Niemand kann bezweifeln, daß der ostoberschlesische Woiwode Grazynski von Marschall Rydz Smigly abhängig ist. Er ist direkt dem Innenminister und Ministerpräsidenten General Skaldkowski unterstellt, einem Marschall Rydz Smigly bedingungslos ergebenen Soldaten.

Im Februar 1939 fanden in Warschau verschiedene deutschfeindliche Straßenkundgebungen statt, in deren Verlauf mehrfach, ohne daß die anwesende Polizei eingriff, Scheiben im Gebäude der Deutschen Botschaft zertrümmert wurden. Studenten, die sich an diesen Kundgebungen und Ausschreitungen beteiligt hatten, gaben im Gespräch unumwunden zu, daß sie hierzu von militärischer Seite ermuntert worden seien. Eine Versammlung, die am 25. Februar in den Räumen der Warschauer Universität stattfand, bestätigte dies vollauf. An der Versammlung in der Warschauer Universität nahmen unter anderen der Vizekriegsminister General Gluchowski und General Sawicki, der dem Marschall Rydz Smigly direkt unterstellte Leiter des Staatlichen Amtes für militärische Ertüchtigung und körperliche Erziehung, neben zahlreichen hohen Offizieren und Universitätsprofessoren teil. Die Durchführung der Versammlung war erst mit Rücksicht auf die nach außen hin korrekten deutsch-polnischen Beziehungen und angesichts des gerade in Warschau weilenden italienischen Außenministers verboten worden. Die Genehmigung wurde dann aber doch auf ausdrücklichen Befehl des Generalinspektorats erteilt. Auf dieser Versammlung hielt Oberst Tomaszewski, der dem Marschall Rydz Smigly ebenfalls unmittelbar unterstellte Chef der Akademischen Legionen, eine Hetzrede gegen Deutschland. Er forderte die Studenten auf, tapfer und opferbereit zu sein, denn Polen habe nichts zurückzugeben, wohl aber noch viel zurückzunehmen. An dieser Stelle erfolgten inspirierte Zwischenrufe: „Das polnische Danzig und Ostpreußen!“ Oberst Tomaszewski fuhr fort, indem er das Stichwort, das ihm zugerufen worden war, aufgriff: „Danzig ist ein Geschwür am Leibe Polens. Dieses Geschwür muß man aufschneiden!“

Tomaszewskis Äußerung zeigt, daß der Erfinder der provokatorischen Politik Warschau in der Danziger Frage Rydz Smigly heißt.

Erst neun Wochen später hielt der Führer seine große Rede, in der er den Bruch des deutsch-polnischen Abkommens durch Polen, das die englischen Garantieerklärungen angenommen hatte, feststellte. Die Garantieerklärungen selbst sind, wie jedermann in Warschau weiß, in der Hauptsache das Werk Marschall Rydz Smiglys.

Oberst Beck war in den ersten Apriltagen nur noch als Vollzugsbeamter Marschall Rydz Smiglys, nicht aber mehr als allein verantwortlicher Verwalter des außenpolitischen Erbes Marschall Pilsudskis, nach London gefahren. Ehe er die Erklärungen in London unterzeichnete, setzte er sich noch einmal mit Marschall Rydz Smigly in Verbindung, um ihn vor den Folgen dieser Handlung zu warnen. Marschall Rydz Smigly gab den Befehl zur Unterschrift.

Selbst das polnische Presseecho auf die Führerrede vom 28. April enthält eine klare Bestätigung für den deutschfeindlichen Kurs des Marschalls und den Versuch, einen allerdings vergeblichen Versuch, des Obersten Beck, die Zuspitzung der deutsch-polnischen Beziehungen aufzuhalten. Während nämlich „Gazeta Polska“ und „Kurjer Poranny“, die Blätter also, die dem Obersten Beck näherstehen, einen verhältnismäßig versöhnlichen und verständigungsbereiten Standpunkt in der deutsch-polnischen Frage zu erkennen gaben, schlug „Polska Zbrojna“, das Blatt der polnischen Wehrmacht und damit Rydz Smiglys, möglichst geräuschvoll die Tür zu einer erneuten Verständigung mit Deutschland zu. Das Blatt erklärte, die Polonisierung Danzigs sei unaufhaltsam. Es sei schade um jede weitere deutsche Anstrengung zur Germanisierung der kleinen Provinzstadt, deren Schicksal ohnehin besiegelt sei, und wenn etwa Verhandlungen stattfinden sollten, dann nur, um die friedlichen Mittel zu erschöpfen.

Das ist eine glatte Provokation an die Adresse Deutschlands und des Friedens. Die nächste Entwicklung bewies, daß sich die Auffassung Rydz Smiglys in der Außenpolitik weiter durchgesetzt hat. Der Vorsitzende des polnischen Reservistenverbandes, der Sozialminister Koscialkowski, der in seiner erstgenannten Eigenschaft Rydz Smigly direkt unterstellt ist, erklärte am 4. Juni in dem Badeort Ciechocinek, Polen werde, wenn es zum Kampf gezwungen wird, nicht nur zum Schutze seiner heutigen Grenzen kämpfen, sondern um einen vollkommenen Sieg, der künftigen polnischen Generationen nicht nur die Möglichkeit für eine beständige, friedliche, schöpferisch-wirtschaftliche und kulturelle Arbeit gibt, sondern auch zu der Heimkehr der ursprünglich polnischen Gebiete zu Polen führt, die schon lange zu Polen gehören sollten. In Radomsko versicherte General Gorecki, der Vorsitzende des Verbandes der polnischen Frontkämpferorganisationen, in einer EntschlieÙung, daß Polen in einem künftigen Krieg die zwei Millionen polnischer Volksgenossen, die sich unter fremder Herrschaft befinden, befreien wird. Alle im Ausland lebenden Polen müÙten mit dem Mutterland

vereinigt und alle von ihnen bewohnten Gebiete für alle Zeiten dem polnischen Staate eingegliedert werden.

Jedes Kind in Polen weiß, was unter solchen Redewendungen zu verstehen ist. Die polnische Propaganda hat ihnen beigebracht, daß die größere südliche Hälfte Ostpreußens und unser deutsches Oberschlesien nicht von Deutschen, sondern von Polen bewohnt werden.

Ein halbes Dutzend weiterer Äußerungen gleichen Inhalts aus dem Munde General Skwarczynskis, des Leiters des Lagers der Nationalen Einigung, und seines Stabschefs Oberst Wenda ließen sich anfügen. Es sei darauf verzichtet.

Marschall Rydz Smigly hat sich seit dem Zusammenspiel mit England zur Urheberchaft des neuen Kurses der polnischen Außenpolitik auch offen bekannt. In einem Interview, das er der amerikanischen Schriftleiterin Verse gab und das von der Polnischen Telegrafenenagentur am 19. Juli 1939 veröffentlicht worden ist, gab er zu, persönlich vor vier Monaten, also im März, die Mobilmachung angeordnet zu haben. Damit hat Marschall Rydz Smigly die persönliche Verantwortung für jenen Schritt übernommen, der der Ausgangspunkt für die ganze Zuspitzung der deutsch-polnischen Beziehungen geworden ist. Wenige Wochen später, am 30. Juli, erklärt das Blatt Marschall Rydz Smigly, „Polska Zbrojna“, bereits unumwunden, daß zu den Befugnissen des Marschalls und „Obersten Führers“ nicht nur militärische Fragen gehören, „sondern daß er auch einen entscheidenden Einfluß auf die Außenpolitik und auf die Wirtschaftspolitik, auf die Struktur der innenpolitischen Kräfte im Staate und auf die Erziehungsfragen der Nation ausübt. Die wichtigsten Angelegenheiten, die politischen wie die militärischen, stehen unter der Leitung oder der Kontrolle Marschall Rydz Smigly“.

★

Mit diesem freimütigen Bekenntnis scheint eine Periode der Nachkriegsentwicklung im jungen polnischen Staat abgeschlossen zu sein. Sie wird zeitlich begrenzt durch den Tod Marschall Pilsudskis und diese Erklärung in der „Polska Zbrojna“. Im Kampf um die Machtstellung im Staate Marschall Pilsudskis hat bis zur Jahresmitte 1939 Marschall Rydz Smigly auf der ganzen Linie gesiegt. Auf der Strecke geblieben sind nicht nur die von Marschall Pilsudski ausdrücklich legitimierten Erben, der Staatspräsident, der Außenminister Oberst Beck, Oberst Slawek und der Kriegsminister General Kasprzycki — auf der Strecke ist das Erbe selbst geblieben. Ge-



Polens Teilgebiete (1815—1915)

- I Preußen-Deutschland
- II Österreich-Ungarn
- III Rußland

- Ostgrenze Kongreßpolens
- Heutige Staatsgrenze

scheitern sind auch die Bemühungen des Staatspräsidenten um eine organische innenpolitische Entwicklung, die durch den im Herbst 1938 gewählten neuen Sejm und den Senat eingeleitet werden sollten. Das Parlament hat sich dem Auftrag des Staatspräsidenten entzogen und hat sich zu einer der Machtpositionen des neuen Marschalls

entwickelt. Was weiß Marschall Rydz Smigly von dem außenpolitischen Vermächtnis, das der sterbende Marschall Pilsudski seinem einzigen vertrauten Mitarbeiter auf diesem Gebiete, Oberst Beck, mitgeteilt hat? Oberst Beck versucht, soviel wie möglich von diesem Vermächtnis zu retten. Die Entwicklung zeigt aber, daß er in den entscheidenden Perioden der politischen Entwicklung der letzten Monate dem ungestümen Drängen Marschall Rydz Smiglys nicht standhielt.

„Lasset uns Wachen an den Toren unserer Häuser aufstellen, auf daß uns nichts abhanden komme von den unschätzbaren Tugenden, die er hinterließ, auf daß wir nichts verlieren von seinem reichen Erbe und auf daß wir ihm, der zu Lebzeiten um das Schicksal Polens sich so schwer gemüht hat, den ewigen Frieden geben.“ Das sind die letzten Worte, die Staatspräsident Moscicki seinem toten Freunde, Marschall Pilsudski, nachrief, ehe er am 18. Mai 1935 in die Gruft der Wawel-Kathedrale zur ewigen Ruhe beigesetzt wurde. Marschall Pilsudski hatte die Wachen vor seinem Erbe selbst aufgestellt. Marschall Rydz Smigly, einer seiner Nachfolger, hat diese Wachen beiseitegeschoben. Was ist von dem reichen Erbe des alten Marschalls noch übriggeblieben? Wer von den alten Kampfgefährten, die zu Lebzeiten zu ihm gestanden hatten, hat heute noch Geltung? Oberst Slawek, dem er die Regierung vor seinem Tode anvertraut hatte, wurde als Ministerpräsident sehr schnell ausgeschaltet. Er wurde als Vorsitzender des alten Pilsudski-Blockes und als Sejm-marschall kaltgestellt. Was blieb diesem alten Kämpfer, der den ganzen illegalen Unabhängigkeitskampf an der Seite des Marschalls in vorderster Front mitgemacht hatte, der kein Streben für die Person, sondern nur für sein Vaterland gekannt hatte, anderes übrig, als sich am 1. April 1939 selbst das Leben zu nehmen. Es hatte im Zeichen der neuen Entwicklung, der Entwicklung, die von Marschall Pilsudski wegführte, keinen Sinn mehr. Und was ist aus Prystor geworden, den Marschall Pilsudski in einer öffentlichen Ansprache vor der „Kommission zur Erforschung der Operationsakten des Jahres 1920“ seinen Freund genannt hatte? Car, der ihm ebenfalls sehr nahe stand, ist gestorben. Und Sosnkowski? Wo ist Sosnkowski im Zeichen Rydz Smiglys geblieben? Dieser Mann, der immer einer der engsten Mitarbeiter Marschall Pilsudskis gewesen ist, von der Konspirationsarbeit angefangen, wo er bei der Aufstellung der geheimen militärischen Organisation maßgeblich beteiligt war, über die Zeit der Magdeburger Festungshaft bis zu den ersten schweren Jahren des Neuaufbaus des Staates, wo er das schwere Amt eines

Kriegsministers innehatte und die Grundlagen für die junge Armee schuf, wo ist dieser älteste General aus der Pilsudski-Zeit geblieben? Marschall Rydz Smigly hat ihn, weil er durch seine Tüchtigkeit und Klugheit und den politischen Anhang, den er in weitesten Kreisen des Volkes und fast bei allen Parteien genießt, als einen für seinen Weg zu gefährlichen Mann beiseitegeschoben und kaltgestellt. Dem Obersten Beck hat Marschall Rydz Smigly praktisch die Leitung der Außenpolitik aus der Hand genommen. Wer ist von den treuen Wächtern des Pilsudskischen Erbes noch übrig?

Eine spätere Geschichtsforschung, die einen weiteren Abstand zu den Ereignissen hat, wird eine klarere Antwort auf die Frage nach den Kreisen geben, die Marschall Rydz Smigly beeinflussten und ihm die Richtung für seinen politischen Weg wiesen. Die Spuren weisen auf die Freimaurerlogen. Von vielen seiner engsten Mitarbeiter weiß man, daß sie Angehörige von Freimaurerlogen sind. So spielt der jetzige Sejm-Marschall Wacław Makowski in der Loge „Wyzwolenie“, deren Spuren zu der französischen Loge „Renovateurs“ weisen, eine große Rolle. In nationalistischen polnischen Kreisen wird in diesem Zusammenhang nachdrücklich auf die eigenartige Behandlung des vom Staatspräsidenten am 28. November 1938 erlassenen Gesetzes zur Bekämpfung freimaurerischer Organisationen hingewiesen. Dieses Gesetz ist auf Drängen weitester Kreise der polnischen Öffentlichkeit erlassen worden. Anscheinend aber nicht, um gegen die wirklich einflußreichen Freimaurerlogen vorzugehen, sondern nur, um die nationalistischen Kreise zu beruhigen. Tatsächlich ist nämlich von diesem Gesetz nur einigen wenigen Logen gegenüber Gebrauch gemacht worden. Der größte Teil der polnischen Logen blieb von ihm verschont. Warum? Es gibt nur eine Antwort: Weil der Einfluß dieser polnischen Logen bis in die maßgeblichsten und höchsten Stellen hinaufreicht. Das nationalradikale Blatt „ABC“ machte bereits am 2. Juni 1939 hierauf aufmerksam und wies zusätzlich darauf hin, daß diese von dem Gesetz zur Bekämpfung freimaurerischer Organisationen verschont gebliebenen polnischen Logen sogar nach wie vor politisch im Sinne ihrer Logeninteressen und Verpflichtungen tätig sind. Nach den neuesten Richtlinien, die diese polnischen Logenbrüder aus dem Ausland erhalten haben, seien sie verpflichtet, alle deutschfeindlichen Agitationen auf das stärkste zu unterstützen. Dabei sei insbesondere gegen den Nationalsozialismus agitatorisch vorzugehen und darauf hinzuweisen, daß das demokratische Deutschland die Fehler des Dritten Reiches nicht gemacht hat. Aufs schärfste sei der Antisemitismus zu bekämpfen, der

nationalen Verrat an Polen bedeutet. Das polnische Volk müsse vor die Alternative gestellt werden, entweder mit den Juden gegen Deutschland zu marschieren oder mit Deutschland gegen die Juden. Vor allem müsse man sich auch die Gunst des internationalen Kapitals für Polen erhalten.

Die Vermutung drängt sich jedem Betrachter der Entwicklung der polnischen Verhältnisse auf, daß zwischen der Schonung der einflußreichen polnischen Logen und der Entwicklung der polnischen Außenpolitik, aber auch der Innenpolitik im Verlaufe der ersten Hälfte des Jahres 1939, ein kausaler Zusammenhang besteht.

Allerdings läuft diese Entwicklung gegen die Meinung des polnischen Volkes. Als der große Gegenspieler Marschall Pilsudskis, Roman Dmowski, am 1. Januar 1939 starb, da folgten seinem Trauerzug bei der Beisetzung nicht weniger Menschen, als Marschall Pilsudskis sterblichen Überresten im Mai 1935 gefolgt waren. Vielleicht waren es sogar einige tausend mehr. Dieser Trauerzug hinter dem Sarge Roman Dmowskis war eine innenpolitische Demonstration gegen Marschall Rydz Smigly. Roman Dmowski, man mag über seine außenpolitischen Konzeptionen denken, wie man will, war innenpolitisch der Vorkämpfer für die Befreiung seines Volkes von den jüdischen und freimaurerischen Einflüssen, die im Zeichen des Lagers der Nationalen Einigung wieder stark und groß geworden sind.

Die polnische Außenpolitik hat die einzigen Erfolge, die sie seit dem Tode Marschall Pilsudskis verzeichnen kann: die Schaffung geordneter Beziehungen mit Litauen und die Angliederung des Olsagebietes an Polen, ausschließlich im Zeichen der Zusammenarbeit mit Deutschland errungen. Zu welchen Ergebnissen wird die Außenpolitik Polens im Zeichen des Marschall-Rydz-Smigly-Kurses gegen Deutschland gelangen? Die Zukunft wird es lehren.

Sowohl in der Innenpolitik wie in der Außenpolitik bedeutet aber der Weg des Generalinspektors Rydz Smigly zur Macht den Zusammenbruch des politischen Erbes Marschall Pilsudskis.



K. C. THALHEIM und A. HILLEN ZIEGFELD

Der deutsche Osten

Seine Geschichte, sein Wesen und seine Aufgabe

Das stattliche Werk gibt eine Grundlage für das tiefere Verständnis der Probleme der unmittelbaren Gegenwart und der deutschen Aufgaben der Zukunft. Man kann nur wünschen, daß es bei seiner Gründlichkeit, die leichter Lesbarkeit auch für weitere Kreise nicht entgegensteht, recht große Verbreitung finden möge.

Danziger Wirtschaftszeitung

Das Werk ist von großer Bedeutung als Grundlage für das Verstehen der Sonderart und der besonderen Belange des ostdeutschen Raumes und seiner Bevölkerung und für die Erkenntnis der schicksalhaften Bedeutung des deutschen Ostens für das gesamte deutsche Volk in der Vergangenheit und Gegenwart ebenso wie in der Zukunft.

Vergangenheit und Gegenwart, Leipzig

Dieses Werk darf nach Umfang, Ausstattung und Inhalt als verlegerische Tat gelten. Nicht nur eine verschwenderische Fülle von Karten, Abbildungen, Kunst- und Tiefdrucken und Faksimilebeilagen ist dem Text beigefügt, auch in der Wahl der Mitarbeiter und in der Absteckung der Themenkreise konnte sich der Wille zu einer weiten und gründlichen Behandlung des deutschen Ostens auswirken.

Münchener Neueste Nachrichten

*

640 Seiten. Mit 232 Abbildungen im Text, 71 Karten, 8 vierfarbigen Kunstdrucktafeln und 16 Tiefdrucktafeln. Ganzleinen 26 Mark, Halbleder 29 Mark

Im Propyläen-Verlag • Berlin

Tausend Worte Polnisch

In der bereits berühmten Reihe „1000 Worte“, in den kleinen Heftchen, die so bequem einzeln in die Tasche zu stecken sind, um in einer freien Viertelstunde herausgezogen und zum Selbstunterricht verwendet zu werden, erschienen „1000 Worte Polnisch“, bearbeitet von M. Mecinska. Wirklich eine famose, gar nicht genügend zu begrüßende Methode, Sprachen zu lernen, praktisch, lebendig und auch zur Politur keineswegs zu verschmähen, wenn man zumindest die Anfangsgründe bereits beherrscht. Wir können dieses Unternehmen jedem mit bestem Gewissen auf das wärmste empfehlen!

Wirtschaftskorrespondenz für Polen, Kattowitz

*

Tausend Worte Russisch

Es mag für diesen oder jenen reizvoll sein, Russisch zu lernen, um etwa einmal Puschkin, Lermontow, Dostojewskij oder Tolstoi in der Originalsprache zu lesen. Wer die nötige Ausdauer mitbringt, wird in dieser neuen Sprachlehre einen guten Helfer finden. Wer unermüdet bei der Sache ist und oft wiederholt, kann sich dann gewiß eine Grundlage schaffen, auf der sich weiterarbeiten läßt. Der Stoff ist in vierzig Stunden eingeteilt. Bearbeiter ist Gerhard Leyst. Hamburger Anzeiger

*

Jedes Werk, bestehend aus 12 Heftchen
mit vielen Zeichnungen und einem kleinen Lexikon,
kostet in Kassette 5 Mark

Im Deutschen Verlag · Berlin

Gedruckt im Deutschen Verlag, Berlin

151-

93138

1.2

Nie pożyczka się do domu
BIBLIOTEKA
UNIwersytecka
GDAŃSK
11 49447

Fra

wie es wirklich ist
Ein Volk sucht seine Sicherheit

Von

Dr. Max Clauss

Mit drei Kartenskizzen

*

Achtzig Millionen kämpfen

Idee und Recht unseres Ringens

Von

Oberstleutnant Dr. Kurt Hesse

Dozent an der Universität Berlin

Mit drei Kartenskizzen

*

Kohle und Eisen

Die Grundpfeiler der deutschen Wirtschaft

Von

Dr. Volkmar Muthesius

Mit zwei Kartenskizzen

*

England

ganz von innen gesehen

Von

Heinz Medefind

Jeder Band kartoniert 1 Mark 80

IM DEUTSCHEN VERLAG · BERLIN